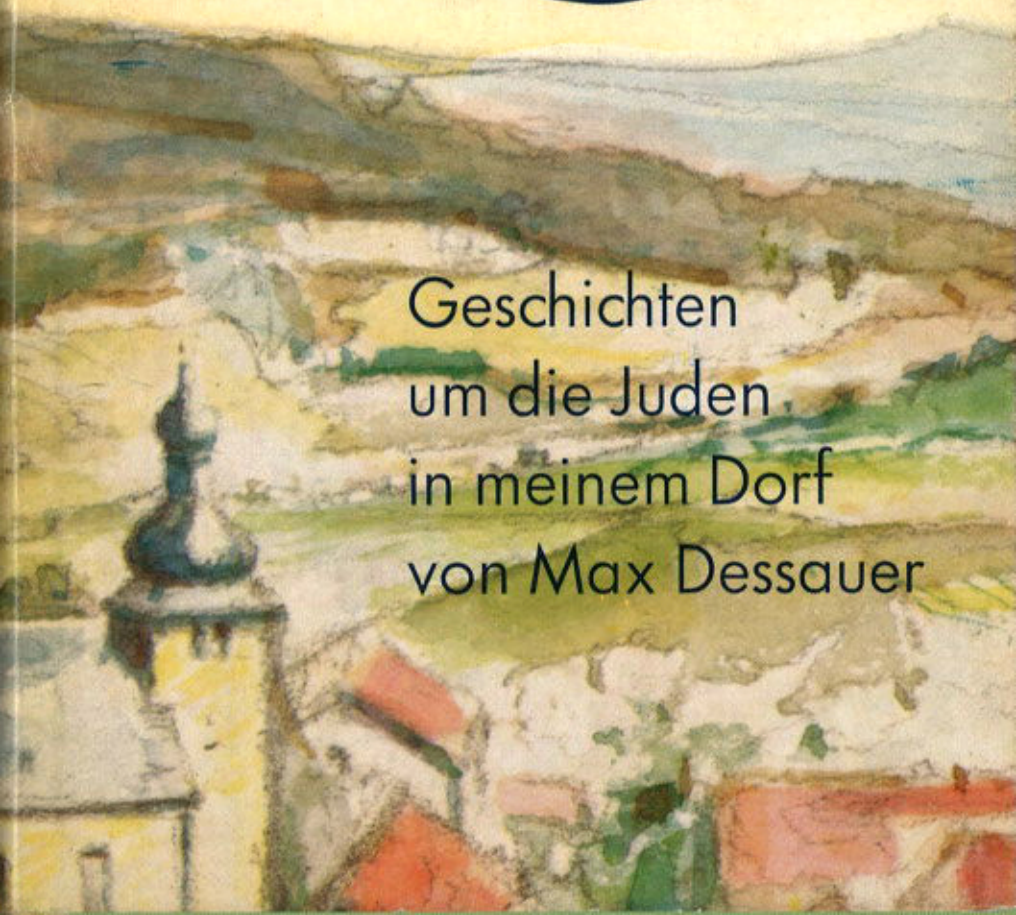
Aus unbeschwerter Zeit



Geschichten
um die Juden
in meinem Dorf

von Max Dessauer

Heilsame Erinnerung an unbeschwerte, unversehrte Zeit, an Dörfer, in denen Juden und Christen einträchtig beieinander wohnten, miteinander arm an irdischen Gütern, miteinander reich an Festen und Bräuchen, an den kleinen, alle bewegenden Ereignissen der ländlichen Gemeinde. Der Autor holt sie noch einmal ins Leben zurück, die originellen Gestalten seines heimatlichen Dorfes: den treuherzig-frommen, pfiffigen »Handelsmann« Lazarus mit seinem Hausiererkasten, den jüdischen Lehrer, der voll köstlicher Geschichten steckte, den weltfernen Talmudgelehrten und den leutseligen, weltoffenen Pfarrer, die sich so gut verstanden, die unwiderstehliche »Süße Mathilde«, das vielgeplagte Jettchen, den Bürgermeister und den humorvollen Amtsrichter, dem der David die Vergleiche in den Bauernprozessen zustande brachte. Nichts wird romantisch vergoldet. Doch die menschlichen Schwächen und Torheiten, Mißgeschicke und Nöte wiegen leicht im Licht versöhnlichen Humors. Denn noch ist das wirklich Arge nicht geschehen, das diese heile Welt zerstörte. Einen Hauch von ihr, der verlorenen, zu bewahren, zu retten vor dem Vergessen, das könne der Versöhnung dienen, meinte der Autor. Er sagte: »Mit diesem Buch mache ich meinen Frieden mit den Deutschen.« Kann uns Schöneres geschehen?

MAX DESSAUER

Aus unbeschwerter Zeit

GESCHICHTEN UM DIE JUDEN IN MEINEM DORF

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

VERLAG FRANKFURTER BÜCHER

Einband und Schutzumschlag: August Wolf, Frankfurt am Main

Das Buch entstand unter Mitarbeit von Gerhard Schult

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

© 1962 by Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH., Frankfurt am Main
Gesamtherstellung: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH., Frankfurt am Main

MAX DESSAUER · AUS UNBESCHWERTER ZEIT

Meinen Enkeln
Henry, Matthew und Frankie
gewidmet

ZUM GELEIT

Dies ist ein liebenswertes Buch, unbeschwert und heiter, so unbeschwert und heiter, daß es den Leser tieftraurig macht, der nicht zu übersehen vermag, daß diese Geschichten ein Reigentanz von Schatten am Grabe einer deutschen Wirklichkeit sind, die uns einst reich gemacht hat, reich an seelischem und geistigem Vermögen: der Symbiose von Christen und Juden in Deutschland, oder sagen wir es schlicht: von christlichen Deutschen und jüdischen Deutschen, von Deutschen und Juden.

Darüber ist schon viel geschrieben worden, aber meist blicken die Verfasser dieser klugen Bücher — der von Juden und der von Nichtjuden geschriebenen — dabei nur auf das, was in den höheren Regionen vor sich ging. Wovon sie schrieben, ist das Zusammen-Leben, das Zusammen-Denken, Zusammen-Fühlen, das Hand-in-Hand-Gehen und das Sich-Auseinandersetzen von Juden und Deutschen in den Städten. Sie nahmen sich die Bereiche der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst vor, als sei die Begegnung in diesen Bereichen alles gewesen, was der Dialektik und Polarität in der Verschränkung der Existenz beider Gruppen das Gepräge gab. Daß es in Deutschland außerhalb der Städte in unzähligen Dörfern zahlreiche jüdische Gemeinden gab, deren Glieder ganz und gar zu diesen Dörfern gehörten, zu gleichem Recht ihr Fleisch und Blut ausmachten, daß diese jüdischen

Gemeinden sich von ihren emanzipierten Glaubensgenossen in den Städten ebenso unterschieden wie diese von irgendeinem anderen Dorfbewohner auch, daran dachte man im allgemeinen nicht. Dabei hätte man es doch bei einiger Kenntnis der Ursprünge des Naturalismus in der deutschen Literatur wissen können: ich denke an Berthold Auerbachs »Dorfgeschichten« und »Schatzkästlein«, an jenen Berthold Auerbach, der der Sohn eines jüdischen Schulmeisters der Synagogen-Gemeinde des Städtchens (eher Dorf als Stadt) Dornstetten bei Freudenstadt im württembergischen Schwarzwald war.

Dieses Buch gehört in der Tat in eine Reihe, an deren Anfang jener Jude aus dem Schwarzwald steht. Es ist anders, aber im Grunde nur im Zufälligen, Zeitbedingten. In dem, was wesentlich ist, sind die Unterschiede nicht mehr als Unterschiede des Temperaments beider Verfasser und des gesellschaftlichen Inventars der jeweiligen Epoche. Ich selbst habe noch in meiner Jugend die Dörfer Rexingen und Buttenhausen, das Städtchen Haigerloch und die hohenzollernsche »Nebenresidenz« Hechingen am Rande der Schwäbischen Alb gekannt, Ortschaften, darin fast ein Drittel der Bevölkerung aus Juden bestand (die Juden Rexingens leben, soweit sie nicht vergast wurden, heute in Israel; ihr Dorf heißt dort im Scherz »Schwäbisch-Zion«, so rein schwäbisch klingt das Hebräisch, das dort gesprochen wird, und so sehr gilt dort das schwäbische Grundgesetz »schaffen, sparen, Häusle bauen«).

Sie waren Viehhändler, Bauern, Müller, Fleischer, Bäkker, diese Juden, fleißige Leute, die es gelegentlich zu etwas brachten; aber städtisch wurden nur gelegentlich einige ihrer Kinder, die nach Tübingen auf die Universität gingen oder auf die Bank, und von dort aus in die große Stadt auswanderten, ja »auswanderten«: ich habe manchen gekannt, der ein großer Anwalt, manchen, der ein geachteter Arzt, manchen, der ein bekannter Schrift-

steller geworden war und doch in seiner Stadt das Heimweh nach dem Dorf am Alb-Rande nicht loswerden konnte.

In diesen dörflichen Gemeinden hat sich eine Eindeutschung vollzogen, die — auf anderer Ebene — so tief ging wie die der ersten Generation des Judentums nach Moses Mendelssohn in den literarischen Salons der Zeit nach den Befreiungskriegen zu Berlin und Wien. Diese Menschen waren ganz und gar Juden — dem Glauben, der Familientradition nach — und waren ganz und gar Deutsche — der Heimatliebe und der Verbundenheit mit dem Schicksal der deutschen Nation nach; sie waren deutsche Juden und jüdische Deutsche — jeder kann den Akzent setzen, wie er will. Heute gibt es nur noch »Juden in Deutschland«, und diese leben neben uns her, sie können nicht mehr mit uns leben. Wie arm hat uns das gemacht!

Darum macht die Lektüre dieses Buches den Leser so traurig: da hat die Geschichte uns vor einigen hundert Jahren einen großen Wurf tun lassen, und wir haben dann in sinnlosem Wahn und bestialischer Verblendung zerschmissen, was vor uns er-worfen worden war, nämlich die Möglichkeit gegenseitiger Steigerung in jenem unablässigen Prozeß der jeden der beiden Teile steigernden, auf einer höheren Ebene zu suchenden Selbstbestätigung in der Bestätigung des anderen. In den »höheren Regionen« konnte alle Welt es sehen, und bis in die Zeit des Hexenwahns hinein sahen es alle. Im Dorfe sahen es nur jene, die darin lebten oder an seinem Leben teilhatten. Ihnen fiel es kaum auf, so eng verschwistert und selbstverständlich im Menschlichen und im Dorfgemeinschaftlichen lebte sich jenes »Zusammen« aus.

So lesen wir denn in diesem Buch, wie der Lazarus Hecht, jener arme Hausierer und Gottesnarr (der partout ein »Handelsmann« sein wollte), ein Stück dieser dörflichen Welt wurde, ein Original gewiß, aber kein Abseitiger wie

es etwa ein Zigeuner gewesen wäre, sondern ein ganz und gar der Lebensordnung des Dorfes zugehöriger Mensch, aus ihr sowenig wegzudenken wie er von ihr. Da lesen wir von dem Vater des Verfassers, dem gelehrten Dorftalmudisten, der so versponnen war wie irgendein »Rebbe« des Ostens oder ein deutscher Professor, der Hut und Schirm vergißt, wenn er am »Klären« ist; der voller Güte ist, aber unnachsichtig streng, wenn »seine Leute« das Gesetz mißachten, und sei es nur aus Fahrlässigkeit oder weil es eben so passierte, und der so auch auf die Christengemeinde wirkte wie ein Fleisch-und-Blut-gewordenes moralisches Prinzip. Da lesen wir von den Streichen der kleinen Judenbuben, die sich so gar nicht von den Streichen des kleinen Christenvolks unterscheiden bis auf die Färbung durch das größere Risiko, das jede übermütige Minderheit zu tragen hat, und durch den dunklen Hintergrund moralischer Reputierlichkeit auch im Übermut, ohne die eine Diaspora nicht überdauern kann. Da liest man von der Tante Fanny, von jenen jüdischen Frauen, deren Leben so ganz und gar der Familie gehört und die das Schicksal doch zwingt, auch innerhalb des Geheges ihrer vier Wände die Fährlichkeiten des bösen Lebens zu bestehen, jenes Lebens, das böse ist, weil es anonym ist. Da liest man von dem protestantischen Pfarrer, der von Talmud und Thora so viel versteht wie der alte Dessauer und der so mild und gütig ist, ein Christ, der alles tut, damit der Jude sein Jüdisches ernst nehme und in seinem Leben darstelle, wissend, daß alles recht ist, was aus Glauben getan wird (wobei unter Glauben etwas anderes zu verstehen ist als schieres »Für-wahr-Halten«, nämlich die Kraft, auf seine Gefahr hin zwischen zwei Dunkelheiten sich für die eine zu entscheiden in der Bereitschaft, sich damit auch für Folgen dieser Entscheidung entscheiden zu wollen — ganz und gar auf sich gestellt und doch in Gottes Hand).

Doch ich will in dieser Einleitung das Buch nicht vorerzählen. Man lese diese Geschichten und gehe mit ihnen besinnlich um. Sie werden dann in den tieferen Schichten unserer Seele weiterwirken, und vielleicht wird auch für den einen oder anderen ein Samenkorn darunter sein, das in den Ackerfurchen seines Herzens aufgehen könnte. So könnte eine Versöhnung geschehen, die uns eines Tages ein gemeinsames Versöhnungsfest, einen Jom Kippur für uns alle, begehen lassen könnte.

Carlo Schmid

HEIMKEHR

Viele Jahre war ich in der Ferne, ein Fremder überall, und träumte vom Zuhause, von jenem Dorf im Hessenland, der kleinen Gemeinde zwischen Rhön, Spessart und Vogelsberg, in der ich aufgewachsen bin. Auf einem Weg, den ich mir nicht aussuchen durfte, war es mir als unverwechselbare Wirklichkeit greifbar nahe. Bei der Flucht, im Versteck und hinter Stacheldraht begleiteten mich in der Erinnerung seine Menschen. Vergangenes blieb lebendig und unverlierbar. Von diesem Dorf will ich erzählen, das niemals von sich reden gemacht hat, von seinen Menschen, die für den Lauf der großen Dinge belanglos geblieben sind.

Als ich das Buch zu schreiben begann, sprach vieles dagegen, daß ich mein Dorf jemals wiedersehen würde. Doch es kam anders. Ich kehrte eines Tages zurück. Aber es war keine Heimkehr. Ich sah das Dorf wieder und suchte nach allem, was es mir für meine Träume mitgegeben hatte. Aber ich fand es nicht. Ich entdeckte plötzlich, wie lange ich fortgewesen sein mußte. Die Zeit war auch hier nicht spurlos an Menschen und Menschenwerk vorübergegangen. Zwar war manches noch so, wie ich es hatte verlassen müssen, aber anderes war ausgelöscht oder hatte sich gewandelt. Das alte graue Gebäude könnte davon erzählen. Einstmals war es das Gotteshaus der Juden in der Gemeinde, die Synagoge. Heute ist es verfallen. Seine Fenster sind vernagelt. Im Inneren lassen sich nur noch Spuren seiner früheren Bestimmung finden

Es dient als Abstellraum für mancherlei Gerät und Gerümpel. Denn in meinem Dorf ist niemand mehr, der in einer Synagoge betet.

Wie es früher war, wissen nur noch die Ältesten. Christen und Juden lebten hier einmal brüderlich beieinander. Die Christen wie die Juden hatten für sich ihre Glaubensgemeinschaft. Aber außerhalb des religiösen Bereichs gab es im Alltag viele Bindungen, die konfessionelle Unterschiede aufhoben. So war eine christlich-jüdische Lebensgemeinschaft entstanden, eine Symbiose, die nun unwiederbringlich dahin ist.

Unter den Bildern meiner Erinnerung will ich auswählen und die lichten, freundlichen Farben den dunklen Tönen vorziehen. Ich sehe den Lazarus Hecht mit Neuigkeiten heimkommen, für die er so nötig Abnehmer braucht wie für die Fliegenfänger und Nähnadeln in seinem Hausiererkasten. Ich höre die Schimessen mit ihrem Mann keifen, dem armen Abrahamche, das gar nichts Besseres gewöhnt ist. Da steht das Jettchen auf der steinernen Kommandobrücke des Hauses und paßt auf wie ein Luchs, daß ihm nichts im Dorf entgeht. Ich sehe das Kaiserche von Niedenstein von Tür zu Tür wandern. Mir klingt die zwitschernde Stimme der süßen Mathilde im Ohr, die wieder einmal eine Geschichte ohne Anfang und Ende erzählt. Ich treffe den Leib Spiro und den Wackelmeier, die Tante Fanny und den Langebauer. Sie und viele andere begegnen mir mit ihren kleinen Schwächen und liebenswerten Torheiten, mit absonderlichen Schrullen und närrischen Einfällen, mit ihrem Witz und ihrem Schalkstalent, als Originale . . .

LAZARUS, DER HANDELSMANN

Ein Sommertag. Die Bauern arbeiten auf ihren Äckern. Männer, Frauen und die größeren Kinder sind bei der Ernte. Die Kühe, die am Abend die schweren Wagen ziehen sollen, liegen wiederkäuend am Feldrain. An den Hecken springen ein paar Ziegen hoch.

Dann und wann geht eine Frau zur anderen auf das Nachbarfeld. »Haste den Lohzerus net gesehe?« fragt sie.

»Is er noch net zurück?«

»Ich wart aach uff'n! Er muß doch jetzt bald komme, denk ich«, meint die andere.

Wer war nun dieser »Lohzerus«, nach dem sie ausschauten? Lazarus Hecht war ein kleiner jüdischer Hausierer. Er nannte sich aber Handelsmann, denn das klang in seinen Ohren besser. Er behauptete auch: »Bei mir könnt ihr alles habe, genau wie in 'nem Warenhaus!« Das war ein großes Wort, denn sein Warenhaus trug er auf dem Rücken mit sich herum, von Dorf zu Dorf, von einem Bauernhof zum andern. Er hatte Nähnadeln und Druckknöpfe, schwarzen und weißen Zwirn, Fliegenfänger und Bleistifte und noch andere Kleinigkeiten zu verkaufen. Lazarus Hecht war der festen Überzeugung, daß ein Warenhaus auch nicht mehr anbieten könne als er.

Beim ersten Hahnenschrei stand er auf und wanderte mit seinem Hausiererkasten zum Dorf hinaus. Wohin er auch kam — überall wurde er schon erwartet; nicht nur, weil immer etwas fehlte, was er zu verkaufen hatte, sondern weil man ihn auch sonst gebrauchen konnte. Er war eine gute Seele. Das wußten auch die Bäuerinnen auf dem Feld.

»Lohzerus«, sagte die eine, als er sich endlich blicken ließ, »wann du ins Dorf kommst, do geh nei in de groß Stubb un geb dem Kloane den Schnuller. De Flasch steht

in de Küch, un wann er ausgetrunke hat, füll se mit Wasser un stell se wieder hin. Dann legste uff'n Tisch drei Fliegefänger un e Paket Sicherheitsnadele. Wann wir uns im Dorf treffe, bezohl ich dir alles.«

Die andere Bauersfrau sorgte sich um den Großvater, der daheim im Bett lag. Sie bat den Lazarus: »Guck e mal nach dem Opa. Er braucht von seine Troppe, die ihm das Dökterche uffgeschriebe hat. Se sin uff de Fensterbank, Lohzerus. E Röllche weiß Nähgarn darfste gleich dolasse. Un e groß Paket Streichhölzer brauch ich auch!«

Wen wundert es da, daß Lazarus Hecht in allen Dörfern der Gegend gern gesehen war.

Er war klein und mager. Das »Warenhaus« hatte im Laufe der Jahre seinen Rücken gebeugt. Bei jedem Wetter, im Sommer wie im Winter, trug er seine verblichene Manchesterhose und seine graue Drillichjacke. In den heißen Monaten setzte er dazu einen uralten Strohhut auf den Kopf, dessen breiter Rand sein Gesicht vor der Sonne schützen sollte; wenn es regnete oder schneite, einen Filzhut, der seine besten Jahre ebenfalls schon sehr lange hinter sich hatte. Ohne einen dieser beiden Hüte hatte ihn noch niemand gesehen. Die Religion schrieb ihm nämlich vor, sein Haupt immer zu bedecken, und ihre Gesetze beachtete er streng.

Lazarus Hecht war ein einfacher Mann, gutmütig und pfiffig, treuherzig und neugierig, leutselig und schlagfertig. Er war nicht intelligent, aber er hatte Witz und kannte das Leben und die Menschen. Er war nicht gebildet, aber er verstand die hebräische Sprache besser zu lesen als die deutsche und konnte sie obendrein übersetzen. Er steckte voller Geschichten und Erfahrungen, Ratschlägen und Randbemerkungen. Auf seine Weise war er ein Philosoph. Sein Leben lang blieb er kindlich fromm.

Seine Familie war vor vielen Jahren in unser Dorf gezogen. Sie kam von weither, hinten aus dem Gebirge, wo die

Leute noch ärmer waren als bei uns. Als Ziegenhändler brachte der alte Hecht die Seinen nur mühsam durch. Als »Minjonär« verdiente er sich noch etwas dazu — als zehnter Mann bei jenen wichtigen Gebeten, die in der Synagoge den Minjan, die Zehnmännergemeinde, verlangen. Oft hätten diese Gebete in den kleineren Nachbargemeinden nicht gesprochen werden können, wenn der alte Hecht nicht gewesen wäre. Da man wußte, daß er bettelarm war, holte man ihn zum Gebet dorthin und ließ ihn der großen Ehre und des kleinen Verdienstes teilhaftig werden. Das alles warf aber so wenig ab, daß Lazarus schon in jungen Jahren mit dem Hausiererkasten über das Land gehen mußte. Er lebte bei seinen Eltern; in dem engen, eingeschossigen, halbverfallenen Haus bewohnte er ein Stübchen unter dem Giebel. Für Kost und Logis gab er seiner Mutter wöchentlich fünfzig Pfennig. Das war ihr zuwenig, und es gab immer wieder darüber Streit. »Lohzerus!« sagte sie dann, »es langt mir net für de Haushalt!«

»Mir langt's!« erwiderte er darauf nur barsch. So ging Jahr für Jahr vorüber. Früher einmal hatte Lazarus Hecht heiraten und einen eigenen Hausstand gründen wollen. Aber seine Armut war so groß und offenkundig, daß er keine Frau bekam. Selbst die ärmsten jüdischen Mädchen in der Gegend wollten sein Elend nicht mit ihm teilen. Zudem hatte er eine Schwester, deren sonderbare Zustände den Dorfbewohnern unheimlich waren. Sie litt unter epileptischen Anfällen. Da keiner das Wesen dieser Krankheit begriff, war die Familie ratlos, wenn das arme Wesen zu Boden fiel und trotz allen Zuredens nicht wieder aufstehen wollte. War der Anfall vorüber, so nahm die eine oder andere Frau aus dem Dorf sich ihrer an, holte sie zu sich ins Haus und gab ihr warme Milch zu trinken. Lazarus meinte kopfschüttelnd: »Wenn's ihr schlecht is, kann se wenigstens mit de Gaase an de Hecke

gehe un se do fresse losse. Se will aber nix tun un legt sich lieber hin.«

Trug schon der Zustand dieser Schwester zu seiner Scheu vor den Frauen bei, so hatte er auch mit einer älteren Schwester keine guten Erfahrungen gemacht. Sie war in der Nähe von Hanau mit einem armen Lumpensammler verheiratet, dem sie seinen kleinen Karren von Dorf zu Dorf ziehen half. Ein- oder zweimal im Jahr kam sie zu ihren Eltern ins Dorf, um sich ein wenig Geld zu erbetteln. Meistens war sie in anderen Umständen. Kaum ein Mensch kannte sie anders. Jeder hatte Mitleid mit ihr und half. Auf Kinderwäsche war sie besonders erpicht, weil sich daheim ihr Nachwuchs bereits im vollen Dutzend tummelte.

Lazarus sah ihre Besuche im Dorf durchaus nicht gern. Als sie einmal an einem Donnerstag kam, hatte er Angst, sie könne mehrere Tage bleiben wollen.

»Warum biste net morge gekomme!« sagte er zu ihr. »Dann hättste über den Sabbath bleibe könne!«

Das war keineswegs als Einladung gemeint. Es sollte vielmehr heißen: »Wir können dich hier nicht länger brauchen. Wir sind selbst so arm, daß wir kaum satt werden.«

LAZARUS UND DER LIEBE GOTT

Lazarus kaufte seine Waren in einem Geschäft in Frankfurt, das sich auf Hausiererartikel spezialisiert hatte. Dort bezog er auch die Brillen, die er in den Dörfern an den Mann brachte. Es waren einfache Vergrößerungsgläser in billigen Weißblechgestellen. Die Bauern leisteten sich diese Anschaffung, wenn sie im Alter weitsichtig geworden waren, und bei der Lektüre der Kreiszeitung am Wochenende taten sie ihnen gute Dienste. Weder Lazarus noch seine Kunden hatten offenbar jemals davon gehört, daß es auf der Welt auch Augenärzte und Optiker gab.

Nun kam es allerdings auch manchmal vor, daß ein Bauer beim Ausprobieren mit einer Brille vom Lazarus nicht besser sah als zuvor und er sich nicht recht zum Kauf entschließen konnte. Aber Lazarus wußte, mit welchem Argument er zu seinem Geschäft kommen werde.

»Weiste, mit so 'ner Brille is es so, wie wenn du 'ne Kuh kaafst. Du mußt dich an se gewöhne un sie sich an dich. Du wirst sehe, wann ich wiederkomm, biste mit der Brill zufriede!«

Glaubte ihm der Bauer, so kaufte er die Brille. Wenn er dann zwar feststellte, daß er das Kreisblättchen trotzdem nicht besser lesen konnte, mußte sich Lazarus Hecht auf eine derbe Reklamation gefaßt machen.

»Lohzerus, du hast mich beschisse!« hieß es dann. »Nimm die Brill wieder mit un gib mirs Geld zurück!« Lazarus Hecht tat es schweren Herzens. Er glaubte sich aber rechtfertigen, seinen guten Namen und seine Berufsehre verteidigen zu müssen.

»Wann de Pfarrer von Oberholz, der doch 'nen Haufe Bücher hat un 'n großer un gebildeter Mann is, mit meiner Brill sehe kann, so mußt du aach domit sehe könne. Ich

hab dir ja dieselb verkaaft, die er schon seit Jahre hat, un er is so zufriede domit, daß er mich noch heut zum Kaffee un Lattwergebrot einlädt, wann ich in sein Dorf komm!« Das war die reine Wahrheit.

Bei einer solchen Einladung bekam Lazarus keine Milch zum Kaffee. In christlichen Häusern gab es ja keine strenge Trennung von Gefäßen für Milch und andere Nahrungsmittel. Solche Milch war also womöglich nicht koscher. Der Pfarrer wußte genau, was er seinem Gast vorsetzen durfte, und er unternahm niemals den Versuch, dem Lazarus etwas anzubieten, was ihm seine Religion verboten hatte. Zu den Bauern sagte er: »Wenn der Lazarus Hecht zu euch kommt, das ist ein braver Mann, der hat kein Geld, um sich etwas zu essen zu kaufen! Gebt ihm doch eine Tasse schwarzen Kaffee und ein Stück Brot. Mehr verlangt er ja nicht!« Er hatte Lazarus gern und führte mit ihm lange Gespräche über die Religion. Beide saßen dann im Pfarrgarten in einer Laube, und Lazarus gab dem Pfarrer zwischen zwei Tassen Kaffee Grund genug zum Schmunzeln.

»Sehn Sie, Herr Pfarrer«, meinte er einmal, »Sie bete zum liebe Gott, un ich bet zum liebe Gott. Aber Sie gehe in de Kirch un dies am Sonntag, un bei Ihne singe de Männer un de Weiber. Un ich geh samstags in de Synagog, bei uns dürfe aber nur de Männer singe. Ich will ja nix gege de Fraue in Ihrm Dorf sage, aber ich mein, unser Gesang müßt dem liebe Gott besser gefalle, denn die Weiber kreische doch so!« Er hatte von Gott und seinem Tun eine besondere Meinung. Er konnte ihn sich nur als strafenden Gott vorstellen. Er glaubte, Gott sehe alles und registriere alles und drücke sein Mißfallen dadurch aus, daß er es donnern lasse. Vor nichts hatte Lazarus darum mehr Angst als vor Gewitter. Im Donnerschlag hörte er die Warnung Gottes.

»Wie ich neilich in Frankfurt war, Herr Pfarrer, was

glaabe Sie, was do de liebe Gott mit mir gemacht hat? Ich geh so in de Stroße umher un guck mer an, was do alles in de Schaufenster zu sehe is. Uff emol steh ich vor 'nem Lade mit Schinke drin un Blutwurscht un Leberwurscht un Rippche un Schwartemage. Alles Sache, wo ich net esse darf, weils verbote is. Ei, denk ich, wo du schon net weißt, wies schmeckt, do willste doch wenigstens emol wisse, was es kost! Ich war ja bloß neigierig, mehr net. Also geh ich in de Lade nei, zeig uffn scheene rosa Schinke un frag ganz leis, daß es de liebe Gott net hört: Was koscht e Vertel von dem Zeugs do? Kaum war's raus, do tut's e Donnerschlag, daß de Scheibe klirre. Ich fahr zusamme un mach, daß ich wieder uff de Stroß komm. Lieber Gott, sag ich zum Himmel, ich hob doch nur emol gefragt; gekaaft hätt ich bestimmt nix! Also wisse Sie, Herr Pfarrer, daß des e zufällig Gewitter gewese sei sollt, des glaab ich net!«

Ob der Lazarus Hecht das nun wirklich so erlebt hat oder nur meinte, er sei dem Pfarrer eine schöne Geschichte schuldig, kommt es darauf an? Daran geglaubt hat er jedenfalls.

DAS GÄNSCHEN

Auch zu uns kam Lazarus Hecht ins Haus. Mein Vater stammte aus einer Rabbinerfamilie. Als Talmudgelehrter genoß er im Dorf großes Ansehen. Er vertrat den Provinzialrabbiner, der nur einmal im Jahr kam, bei vielen Anlässen und schlichtete auch Streitfragen, die bei der Auslegung der Verbote und Gebote aufkamen. Er schätzte den strenggläubigen Lazarus, der sich mühselig durch das Leben schlug und dabei keinen Schritt von den Gesetzen abwich.

Das hinderte uns Jungen in unserer kindlichen Unbedenklichkeit allerdings nicht, Lazarus einen Streich zu spielen, den er zeitlebens nicht vergaß.

Es war beim Fest der Gesetzesfreude, das im Herbst einen Tag nach dem Laubhüttenfest gefeiert wird. Die Thorarollen stehen an diesem Tag beim Gottesdienst im Mittelpunkt. In ihren bestickten Hüllen aus Samt und Seide werden sie aus dem Altarschrein gehoben. Bei diesem Gottesdienst kann jeder Jude einem anderen eine Freude machen, wenn er ihn zur Thorarolle aufrufen läßt. Der Aufgerufene muß sich dann an die Seite des Vorbeters stellen und einen Segensspruch sagen. Nach der Verlesung einiger Zeilen aus der Thora sagt der Aufgerufene einen Schlußspruch, und dann bittet der Vorbeter für ihn unter Nennung seines biblischen Namens (z. B. Abraham Ben Simon = Abraham Simons Sohn) um Gottes Hilfe und Schutz. Will man einen Freund zur Thora aufrufen lassen, so geschieht es anonym; man gibt dafür eine kleine Spende in die Armenkasse. In einer so armen Gemeinde wie der meines Dorfes genügte schon eine Spende von fünf Pfennigen, um jemand durch Aufrufen ehren zu lassen.

Mein Freund und ich hatten schon am letzten Tag des

Laubhüttenfestes beschlossen, fünfunddreißig Pfennige unseres nicht gerade üppigen Taschengeldes zu opfern, damit Lazarus Hecht beim Fest der Gesetzesfreude gleich siebenmal zur Thorarolle aufgerufen werde. So geschah es. Siebenmal durfte sich Lazarus Hecht vor der Gesetzesrolle an die Seite des Vorbeters stellen; siebenmal sagte er die Segenssprüche; siebenmal ehrte ihn der Vorbeter mit dem Segensspruch. Das dauerte wohl eine Stunde.

Nun, wir hatten das nicht veranlaßt, weil wir Lazarus Hecht besonders ehren wollten, sondern weil es für den Streich erforderlich war, den wir ihm spielten. Uns war nämlich zu Ohren gekommen, daß er sich in diesem Jahr zum Fest der Gesetzesfreude zum erstenmal in seinem Leben ein Gänschen geleistet hatte. Laut hatte er es einen Tag vorher im Synagogenhof verkündet: »Morje werd ich das Simchat-Thora-Fest wie de reichste Jude feiern. Nämlich ich hab e gebrate Gänsche uff 'm Tisch!«

Das war etwas so Außergewöhnliches für ihn, daß er beschlossen hatte, den Braten ganz allein in seinem Stübchen zu essen. Seine Mutter hatte die Gans nicht einmal zu Gesicht bekommen. Lazarus war wegen der Zubereitung zu einer Nachbarin gegangen.

Während er in der Synagoge immer wieder zur Thorarolle aufgerufen wurde und eine Ehrung nach der andern einheimste, gingen mein Freund und ich in sein Elternhaus — auf dem Lande sind ja alle Türen offen — und aßen ihm so geschwind wie möglich das Gänschen weg. Nur das Gerippe blieb übrig.

Als der Gottesdienst zu Ende war, gratulierten alle Gemeindemitglieder dem Lazarus zu seinem großen Tag. Eine so hohe Ehre wie der siebenmalige Aufruf zur Thorarolle war in diesem Dorf tatsächlich noch keinem Juden zuteil geworden. Lazarus Hechts große Kinderaugen leuchteten stolz und zufrieden. Er verließ daher die Synagoge mit dem Gefühl, an diesem Tage ganz im

Mittelpunkt des Interesses zu stehen. Wer ihm auch auf dem Heimweg begegnete, Jude oder nicht, mußte sich von ihm anhören, welche große Ehre ihm widerfahren war.
Sicher hätte er sich dafür noch viel mehr Zeit genommen, wenn er sich nicht insgeheim schon auf sein Gänschen gefreut hätte, das ja ein weiterer Höhepunkt werden sollte. So beeilte er sich denn bei aller Versuchung, das außergewöhnliche Ereignis auszukosten, nach Hause zu kommen, stürmte in sein Zimmer und fand auf dem Tisch von seinem Gänschen nur noch das, was wir bösen Buben übriggelassen hatten. Schneller noch, als er in sein Zimmer gekommen war, stand er wieder auf der Straße und schrie:
»Was hab ich jetzt von der Ehr, nämlich mei Gans is weg!«
Die Leute liefen zusammen, Juden und Christen, und Lazarus erzählte so aufgeregt, wie er vor ein paar Minuten noch über seinen siebenmaligen Aufruf zur Thorarolle berichtet hatte:
»Heut morje war de Gans noch do, un jetzt hab ich nur de Knoche!«
Im Dorf begann das große Rätselraten. Meine Mutter ahnte vielleicht, daß ich an diesem Streich beteiligt gewesen war, und da sie Mitleid mit ihm hatte, lud sie Lazarus ein, an diesem Mittag bei uns zu essen. Allerdings konnte sie ihm keine gebratene Gans anbieten.
Die Ehre, mit uns und einigen Gästen an einem Tisch sitzen zu dürfen, brachte ihn auf andere Gedanken. Beim Essen ließ er sich zunächst nötigen, dann aber verlor er alle Scheu und fühlte sich verpflichtet, etwas zur Unterhaltung beizutragen. Da hatten doch ein paar Bauern aus seiner Kundschaft gerade Pech mit ihren Kühen gehabt. Wie es so geht — einmal liegt das Kalb falsch, ein andermal kommt der Tierarzt zu spät — und schon hat man die Bescherung, es gibt eine Fehlgeburt. Der Lazarus erging

sich in ungemein plastischen Schilderungen. Meine Mutter füllte ihm währenddessen einen Teller nach dem anderen, um ihn — wenn schon nicht zum Schweigen — so doch vielleicht auf einen neuen Gesprächsstoff zu bringen. Tatsächlich fand Lazarus ein anderes Thema.

»Lenche«, sagte er, »wann ich so viel eß, krieg ich Bauchweh!« Damit hatte er sich das Stichwort für Berichte über diesen Kummer gegeben. Meiner Mutter war es schrecklich peinlich. Sie versuchte ihn abzulenken, fragte ihn nach seinen Geschäften, nach Neuigkeiten in anderen Dörfern und füllte ihm immer wieder seinen Teller. Schließlich glaubte er wirklich nichts mehr hinunterbringen zu können. Er wollte das mit einem Kompliment für Qualität und Quantität des Essens ausdrücken:

»Lenche, ich kann net mehr. Noch aan Bisse, un ich platz!«

Meine Mutter gab sich daraufhin keine Mühe mehr, ihm noch etwas anzubieten. Im übrigen war auch die Mahlzeit fast zu Ende. Es gab nur noch den Nachtisch, eingemachtes Obst.

So schöne Früchte in einer so schönen Schale hatte Lazarus in seinem Leben noch nicht gesehen. Als er merkte, wie es uns schmeckte, und daß er selbst nicht aufgefordert wurde, sich auch vom Nachtisch zu nehmen, tat es ihm leid, gerade erst kategorisch nein gesagt zu haben und kleinlaut kam es aus seinem Munde:

»Kompott könnte ich sogar ja noch esse!«

UNSERE FESTE

In unserem Dorf gab es damals ungefähr hundert jüdische Familien. Wohl waren sie eine enge Glaubensgemeinschaft, aber außerhalb des religiösen Bereichs stellte der Alltag Bindungen her, die konfessionelle Unterschiede belanglos machten. Juden und Christen lebten in Eintracht und Freundschaft miteinander. Wie hätte es auch anders sein können, da sie doch fast alle arm waren und mit dem Pfennig rechnen mußten. Von ein paar wohlhabenden Leuten abgesehen, drückten Juden und Christen als Bauern, Händler oder Handwerker die gleichen Sorgen. Die Bauern hatten meist nur geringen Grundbesitz; die Felder und Wiesen waren zudem nicht gerade ertragreich; die Ernten fielen oft mager aus. Die Händler hatten zwar alles anzubieten, was zum Leben auf dem Lande notwendig war, aber ihre Geschäfte warfen trotzdem keine Reichtümer ab. Die Handwerker waren auf Nebenerwerb angewiesen; so fand kein Mensch etwas dabei, daß der Schmied sonntags als Friseur fungierte.

Diesen Schmied traf ich noch an, als ich nach meiner Auswanderung nach Deutschland zurückkehrte, aber er war ein altes verfallenes Männlein geworden, ein richtiges Häuflein Unglück. Als ich später wieder einmal ins Dorf kam, erzählte mir der Gastwirt, der alte Schmied, der schon lange nicht mehr arbeiten konnte, sei gestorben. Er erzählte das etwa so: »Waaste, er hat de ganze Daag bei mir immer in der Gastwertschaft gehockt, un ich hat ihm extra en Sessel an de Ofe gestellt. Neilich wollt ich ihm e Schnäpsche un e Zigarr abiete, do hab ich gesehe, daß er so komisch im Sessel hockt, un gehört hat er aach nix mehr. Do habe mir de Doktor komme losse un der hat gesagt, des wär en Schlaganfall. Der Doktor hat gesagt, ich könnt jetzt e bißche spritze un mache, dann zappelt er

noch e bißche, aber so richtig zum Lewe kommt er nit mehr, un weil sei Schwiegertochter doch nit gut zu em is, da mache mir lieber gar nix mehr.«
Und so ist der Schmied eben gestorben.
Alle wußten voneinander Bescheid; Geheimnisse gab es nicht. Jeder nahm Anteil an den Freuden und Leiden des anderen, weil sie ebensogut die eigenen sein konnten. Wenn etwa in irgendeiner Familie ein Krankheitsfall auftrat, so war es Sache des ganzen Dorfes. Man fragte abends den Arzt oder die Hebamme, die auch Krankenpflegerin war, ob es schon bessergehe oder gar schlimmer geworden sei. Selbst Nachrichten über kleinere Malheurs machten die Runde, weckten Mitgefühl und Hilfsbereitschaft. Schon unbedeutende Ereignisse erregten die Gemüter und boten Stoff zur Unterhaltung. Viel Abwechslung gab es nämlich nicht. Der Rhythmus der Jahreszeiten, der Rhythmus der Arbeit bestimmten den Alltag.
Aber da waren die Feste.
Die hohen Feiertage der Juden sind im Herbst. Sie beginnen mit dem Neujahrsfest, dem Rosch-Haschana-Fest, das zehn Bußtage einleitet; das zweite ist der Jom Kippur, der Versöhnungstag, das größte und heiligste Fest des Judentums. An diesen Herbstfeiertagen ruht, auch wenn sie in eine Schönwetterzeit fallen und die Ernte eingebracht werden muß, jegliche Arbeit. Vergessen sind auch die vielen Vorbereitungen, die man getroffen hat, damit man sich vor den Besuchern, die an diesen Tagen eintreffen, sehen lassen kann.
Fast jede jüdische Familie im Dorf bekam Gäste. Meist waren zwar die Häuser zu eng, aber die Christen halfen gern aus und überließen ihre »gut Stubb« den Gästen der jüdischen Nachbarn; Einquartierungen gab es bei den Lehrern, beim Tierarzt, beim Apotheker, ja sogar beim Pfarrer. Das war schon einige Wochen vorher verabredet

worden. Besondere Vorsorge galt den Mahlzeiten. An diesen Feiertagen waren die Tische überall reich gedeckt. Vor dem Fest besuchten die Frauen der wohlhabenden Familien die Armen und baten sie, ihnen ein paar Hähnchen und andere Lebensmittel abzunehmen, weil sie von ihnen selbst angeblich nicht gebraucht würden. Sie kamen aus Mitleid. Sie wollten nicht, daß die Ärmeren an diesen Feiertagen ihre Armut fühlten. Sie sollten so gut und so reichlich essen wie alle anderen. Für Wohltätigkeit und Gerechtigkeit hat die hebräische Sprache nur ein Wort: »Zdaka.«

Die jungen weißen Hähnchen waren für das Kaporesschlagen begehrt, für jenen ursprünglich heidnischen Brauch, der von der jüdischen Religion übernommen worden ist. Noch lebend, kurz vor der rituellen Tötung werden sie dreimal um die Köpfe der Kinder und Erwachsenen geschlagen: man glaubt, den Menschen würden dadurch die Sünden abgenommen.

Alle jüdischen Dorfbewohner gingen am Vorabend des Rosch-Haschana-Festes gemessenen Schrittes zum Gottesdienst in die Synagoge. Die Kinder durften dabei die Sterbekleider tragen, die ihre Väter später während des Gottesdienstes anlegten, um damit ihre ständigen Gedanken an den Tod auszudrücken. Man machte sich übrigens frühzeitig auf den Weg zur Synagoge, denn vor jedem Haus gab es Gäste zu begrüßen, und dabei ließ man sich gern viel Zeit.

War beim Gottesdienst der letzte Satz des Jigdal verklungen, des bekenntnishaften Schlußgesanges, der an jedem Feiertag eine andere Melodie erhält, an diesem Abend die Gemeinde aber besonders ergreift, konnte das neue religiöse Jahr beginnen. Man bedachte sich mit guten Wünschen, und zu Hause überreichten die Kinder ihren Eltern liebevoll geschriebene Gratulationsbriefe, die sie mit Hilfe ihres Lehrers zustande gebracht hatten.

Beim Gottesdienst am Neujahrsfest ist das Schofarblasen auf dem Widderhorn der Höhepunkt. Mit den drei Tönen, die nur an diesem Fest zwischen feierlichen Gebeten geblasen werden, kündigten früher in Palästina die Hirten von Hügel zu Hügel das neue Jahr an. Als Kinder wagten wir es nicht, in der Synagoge den Schofarbläser anzuschauen. Man hatte uns nämlich gesagt, der Himmel stehe in diesem Augenblick offen und Gott, der alles sehe, könne jeden Menschen töten. Wir Kinder waren aber immer sehr stolz, daß mein Vater diesen Teil des Gottesdienstes übernahm und damit für uns eine besondere Beziehung zu Gott hergestellt wurde.

Am Nachmittag zogen alle Juden zu dem kleinen Bach hinaus und warfen bei einem Gebet Brotkrumen ins Wasser, um mit ihnen ihre Sünden fortzuschwemmen. Als ich gerade sieben Jahre alt geworden war, erklärte ich diesen Brauch dem gleichaltrigen Sohn des vor kurzem in unser Dorf gekommenen Pfarrers auf meine Art. Er hatte sich gerade heimlich einen Schokoladenmaikäfer gekauft und das war ja wohl auch eine Sünde, nicht wahr? Also bat er mich, auch für ihn einige Brotkrumen in den Bach zu werfen. Ich tat es, und wir fühlten uns nun beide gereinigt.

DIE MISSGLÜCKTE BEKEHRUNG

Der neue evangelische Pfarrer war aus dem Rheinland in unser Dorf gekommen. Zusammen mit seiner Frau hatte er bei seinem katholischen Kollegen und bei meinem Vater, dem Talmudgelehrten, Antrittsbesuche gemacht. Kontakt suchte er aber auch mit den anderen Menschen im Dorf; er sprach sie auf der Straße an, erkundigte sich nach ihrem Ergehen und nach ihrer Arbeit und half, wo es für ihn möglich war. Kurz nach seiner Übersiedlung gründete er einen Blaukreuz-Verein, denn es gab einige bei uns im Dorf, die alles, was sie verdienten, ins Wirtshaus brachten. Sobald der Pfarrer von einem Trinker hörte, versuchte er, ihn behutsam von seinem Laster abzubringen. Er nahm sich auch der Familien an und betreute liebevoll die Kinder.

Hatte sich sein Vorgänger einen scharfen Hund gehalten, damit ihm das Obst aus dem Pfarrgarten nicht gestohlen werde, so ließ der neue Pfarrer sogar den Drahtzaun beseitigen und lud die Kinder ein, das Obst aufzulesen. »Nehmt doch!« sagte er, »Gott läßt die Früchte ja für alle wachsen!«

Immer wieder stellten die Juden im Dorf fest, daß er auch ihren Glauben genau kannte. Das erwies sich vor allem, wenn er einmal im Monat in seiner Befugnis als Schulinspektor in unsere einklassige jüdische Elementarschule hineinschaute. Dann fragte er uns Kinder nach den vielen Geboten und Verboten unserer Religion, prüfte uns, ob wir auch die Vorschriften genau beachteten und ließ es an Ermahnungen, die Gesetze zu befolgen, nicht fehlen. Je nach Alter und Begabung ließ er uns Gebete und Psalmen aufsagen oder aus dem Chummisch, dem Fünfbuch des Alten Testaments, ein Stück übersetzen, freundlich ermunternd, wenn einer stockte, und zufrieden nickend, wenn

alles gelang. Am Ende meinte er heiter, nun könne der Herr Superintendent ruhig kommen, wir seien aufs beste gerüstet. Der Inspektionsbesuch des hohen Herrn einmal im Jahr war für uns Kinder immer ein aufregendes und zugleich ehrenvolles Ereignis.

Der Pfarrer war ein weltkundiger, weltoffener Mann, und darin vor allem unterschied er sich von meinem strengen Vater. Hätte er die Folgen vorausgesehen, so hätte er ihm wohl niemals von der Sündenreinigung erzählt, die ich für seinen Sohn erledigt hatte. Ich hatte mir dabei so wenig gedacht wie etwas später bei einem Bekehrungsversuch, der den Pfarrer so sehr belustigte, daß er meinem Vater ebenfalls davon berichten mußte.

In meinem kindlichen Glauben war ich der Meinung, daß nur ein Jude in das Paradies kommen könne, ein Mensch also, der die Gebote unserer Religion gewissenhaft erfüllt habe. Davon war ich so fest überzeugt, daß mir der Pfarrer und seine Familie leid taten. Mir schien es sicher, daß diese guten und freundlichen Menschen niemals das Paradies zu sehen bekämen, wenn sie nicht auch Juden würden. Das ließ mir keine Ruhe.

Eines Tages faßte ich mir ein Herz und ging in das Pfarrhaus. Ich trug mein Anliegen vor, als der Pfarrer gerade an seiner Predigt für den nächsten Sonntag arbeitete. Was ich ihm zu sagen hatte, war Grund genug, daß er den Bleistift aus der Hand legte.

»Herr Pfarrer«, begann ich mutig und mit gewählten Worten, »Sie schweben in einer großen Gefahr. Vielleicht wissen Sie das überhaupt nicht. Sie essen Schweinefleisch und viele andere Sachen, die verboten sind; Sie halten auch keinen Sabbath. Gewiß werden Sie niemals in den Himmel kommen!«

Mit einer Mischung aus Belustigung und Bestürzung schaute mich der Pfarrer an. Aber da fuhr ich schon fort:

»Werden Sie doch Jude! Dann kommen Sie bestimmt in

das Paradies!« Mein Rat stimmte ihn heiter, aber er dachte nicht daran, mich aufzuklären, daß das unmöglich sei, sondern fragte: »Ja, mein lieber Junge, wie soll ich das denn anstellen?«

Ich war um Auskunft nicht verlegen.

»Am besten wird es sein, wenn Sie gleich am nächsten Freitagabend in die Synagoge gehen. Später können Sie dann bei uns essen, und wir werden gemeinsam die schönen Sabbathlieder singen. Mein Vater, der die vielen großen hebräischen Bücher hat und immer darin studiert, wird Ihnen schon sagen, was Sie tun müssen, um Jude zu werden. Mein Vater ist einer der klügsten Männer in der ganzen Welt!«

Ich hatte zweifellos zuviel erwartet: Der Pfarrer konnte sich zu meiner Enttäuschung durchaus nicht auf der Stelle entscheiden, meinen Vorschlag zu befolgen. Er vertröstete mich aber, und ich verließ das Pfarrhaus, nicht ganz ohne Hoffnungen freilich, daß er den Weg ins Paradies doch noch finden werde.

Daß er meinen Vater wegen dieser Angelegenheit besuchte, wurde mir ein paar Tage später schmerzlich bewußt. Er erzählte ihm von meinen kindlichen Befürchtungen, von meinen gutgemeinten Ratschlägen und fand das alles amüsant und rührend zugleich. Mein Vater sah jedoch in meinem Bekehrungsversuch nichts anderes als eine schwere Beleidigung der christlichen Religion, und da hörte für ihn jeglicher Spaß auf. Was mein Kopf ersonnen hatte, mußte ein anderer Körperteil büßen.

Für meinen Vater gab es nur eines: Gottes Gebote erfüllen und versuchen, neue Gebote zu finden, damit er auch sie erfüllen könne. Dabei gelangte er zu einer Weltfremdheit, die nicht jeder verstehen konnte.
So erlaubte er es nicht, gewöhnlichen Käse zu essen. Denn Käse, den man kaufen konnte, war meist mit Hilfe von Kälbermagen zubereitet worden. Käse war ein Milch-, Kälbermagen aber, ein Fleischprodukt. Der gleichzeitige Genuß von Milch und Fleisch ist frommen Juden aber streng verboten, und außerdem war anzunehmen, daß der zur Fabrikation von Käse benutzte Kälbermagenauszug von nicht rituell geschlachteten Kälbern stammte, und somit war schon deshalb der Genuß von normalem Käse verboten. Da jedoch die Juden im Dorf auf Käse nicht verzichten wollten, stellten sie ihn sich selbst her: Handkäse, der in kleine Formen gepreßt war und wochenlang im Keller in essiggetränkten Lappen reifen mußte.
Eines Tages las mein Vater, daß es in Holland eine Firma gebe, die Käse produziere, dessen Fabrikation unter Rabbinatsaufsicht und genau den Vorschriften der Religion entsprechend erfolgte, also auch unbedenklich von den Frömmsten genossen werden durfte. Er ließ einen Käse, groß wie ein Wagenrad, kommen und in unseren Keller rollen. Juden und Christen eilten herbei, um den weitgereisten Käse zu bestaunen und sich ein Stück davon zu holen. Mein Vater verteilte den Import eigenhändig. Vom Wagenrad war bald nichts mehr übrig. Als meine Mutter das sah, fragte sie:
»Hast du daran gedacht, für uns etwas zurückzubehalten? Wir könnten doch heute abend auch einmal Käse essen!«
»Leider nein«, sagte mein Vater, »das habe ich vergessen!«

»Hast du wenigstens die Stücke gewogen, die du weggegeben hast?«
»Nein«, sagte er, »das habe ich auch vergessen!«
So war der Riesenkäse also gänzlich verschenkt worden, und in unserem Hause gab es an diesem Abend wiederum Handkäse.
Weihnachten, das schönste Fest der christlichen Religion, kennen wir nicht. Wir feiern etwa um dieselbe Zeit das Chanukka-Fest zur Erinnerung an den siegreichen Kampf der Makkabäer, die sich gegen Übermacht und Übergriff der Syrer aufgelehnt hatten. Bei diesem Fest werden acht Tage lang abends Lichter angezündet. Am ersten Abend ist es nur eine Kerze, aber an jedem weiteren Abend brennt eine Kerze mehr, bis schließlich am achten Tag, dem Schlußtag des Festes, acht Kerzen an die Fenster gestellt werden können. Man stellt die Lichter ins Fenster, um die Freude an dem Ende einer Notzeit, einer der vielen der jüdischen Gemeinschaft, zu bezeugen. In meiner Jugend waren allerdings Kerzen für diesen Brauch viel zu teuer. Man hatte Chanukka-Leuchter, winzige Behälter, in die Öl gegossen wurde. In das Öl wurde ein Docht gelegt. Man hatte genau ausgerechnet, wieviel Öl man nehmen mußte, damit der Docht vor der Mahlzeit angezündet werden konnte und auch danach noch brannte. Auf diese Weise wurde kein Tropfen verschwendet.
Wenn an Weihnachten in den Häusern der Christen die Tannenbäume angezündet wurden, bekamen die Bauersfrauen mit uns Judenkindern Mitleid. Wir hatten ja keinen Tannenbaum daheim, wir durften weder Geschenke noch Konfekt erwarten. Für uns gab es an diesem Tage nichts Besonderes. Kurz bevor sich am Heiligen Abend die Christen bescherten, gaben viele Frauen uns heimlich eine große Tüte in die Hand. Darin befanden sich lauter köstliche Dinge: etwas Schokolade und Zuckerwerk, Gebäck, das sie bestimmt ohne Schweinefett hergestellt

hatten, denn sie kannten die Vorschriften unserer Religion fast so gut wie die Judenfrauen. Obwohl wir sicher sein durften, daß die Leckereien unanfechtbar waren, versteckten wir sie zunächst einmal im Bett, um uns nach dem Schlafengehen um so rascher über sie herzumachen.
Mein Vater beachtete natürlich wie jeder strenggläubige Jude besonders das Verbot des Schweinefleisches peinlich genau. Wie strikt er diese Vorschrift auslegte, zeigte sich, als der siebzigste Geburtstag meiner Großmutter vor der Tür stand.
Sie hatte meine dreijährige Schwester noch nicht gesehen. Also beschloß mein Vater, die Reise zu ihrer Geburtstagsfeier zu benutzen, um ihr die jüngste Enkelin vorzustellen. Aber zuvor tauchten schwerwiegende Probleme auf. Einmal brauchte er für die lange Fahrt und für den Aufenthalt bei seiner Mutter viele Bücher zum Beten und zum Studieren, dazu brauchte er eine mächtige Reisetasche, in der sich das Notwendigste für ihn und die Siebensachen für meine kleine Schwester unterbringen ließen, und schließlich brauchte er auch noch einen Schirm, da es ja doch auch im Sommer regnen konnte. Das alles bereitzulegen, war allerdings nicht sonderlich schwer.
Weitaus komplizierter war dies: Da meine Schwester erst drei Jahre alt war, sah mein Vater voraus, daß sie auf der achtstündigen Reise mehrmals menschliche Bedürfnisse verspüren würde. Er überlegte: Wenn sie in der Eisenbahn auf das geheime Örtchen geht, so könnte es doch sein, daß vorher dort jemand gesessen hat, der mit Schweinernem in Berührung gekommen war. Das Kind könnte also von diesem Örtchen eine schweinerne Ansteckung mitbringen, und damit wäre Schreckliches geschehen.
Also mußte Vorsorge getroffen werden.
Nach langen Vorstudien konstruierte mein Vater ein tragbares Kindertöpfchen. Die ersten Versuche mißlangen zwar, denn er war ein Mann der Wissenschaft und in

handwerklichen Dingen unbewandert, aber dann glückte es ihm doch. Es war ein schwarzgestrichener Karton mit Klammern und Griff, in dem sich wohlverwahrt ein Töpfchen befand. Mein Vater war auf diese Erfindung sehr stolz.

Der Zug, mit dem er reisen wollte, sollte um sieben Uhr morgens abfahren. Rechtzeitig brachte meine Mutter meine kleine Schwester an den Bahnhof, wo sich auch schon das Gepäck mitsamt dem schwarzen Karton befand. Wir alle gingen mit, auch viele aus dem Dorf; das ist so auf dem Lande. Nur von meinem Vater war keine Spur zu sehen, und als der Zug davonratterte, war er immer noch in der Synagoge bei der Andacht, über der er vergessen hatte, was er sich für diesen Morgen vorgenommen hatte. Drei Stunden später kam der Bahnhofsvorsteher — er hatte gerade nichts anderes zu tun, und der nächste Zug würde ohnehin erst um zwölf Uhr eintreffen — in die Studierstube meines Vaters:

»Was is dann geschehe? Habe Sie de Reis uffgegebe? Sie hatte de Fahrkart doch schon gestern gelöst!« fragte er.

»Ich habe den Zug versäumt«, sagte mein Vater, »aber morgen werde ich reisen!«

Am anderen Tag brachte meine Mutter wiederum meine kleine Schwester rechtzeitig zum Bahnhof, gefolgt von ihren übrigen Kindern, begleitet von vielen aus dem Dorf, die von dem tragbaren Töpfchen gehört hatten und es um jeden Preis besichtigen wollten. Der Zug traf pünktlich ein und dampfte pünktlich ab. Ohne meinen Vater. Er hatte wiederum beim Gebet die Welt vergessen.

Und am dritten Tag? Da trat er die Reise tatsächlich an, aber das verdankte er nur dem Bahnhofsvorsteher, der, wie man so sagt, die Initiative ergriffen hatte. Während wir alle auf die Ankunft meines Vaters warteten, schickte er jemand zur Synagoge. Der mußte von außen an ein Fenster klopfen und einen Beter herausrufen, damit

er meinen Vater zur Eile anhalte, denn der Zug habe schon die letzte Station vor unserem Dorf passiert und könne jeden Augenblick eintreffen. Mein Vater sputete sich daraufhin und schaffte es in letzter Minute. Dem Bahnhofsvorsteher hätte eigentlich eine Medaille gebührt.

NAPOLEONSBIRNEN

Der Vorsteher unserer jüdischen Gemeinde war Markus Lazarus Schuster. Niemand nannte ihn freilich so. Er hieß einfach der M.L., weil nämlich an seinem Hause auf dem großen Schild »M.L. SCHUSTER« der Nachname längst verblichen und nur das M.L. noch lesbar war. Im Dorf gab es den Namen Schuster mehrfach. Verwechslungen kamen aber nicht vor, weil jeder einen Spitznamen hatte, auch die beiden Brüder des M.L. Als einmal ein Brief für »Herrn Emmell« eintraf, dessen Absender den richtigen Namen wahrscheinlich überhaupt nicht kannte, wußte der Postbote gleich, welchem »Schuster« er ihn bringen mußte. Der M. L. hatte einen Sohn, der auf den Tag genau so alt war wie ich. Er hieß Felix. Wir waren gute Freunde. Felix hatte eine Unmenge Streiche im Kopf, aber leider war er meistens nicht mutig genug, sie auch auszuführen. Oft holte er mich deshalb zu Hilfe. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich dreistes Jüngelchen nur allzu gern dazu beitrug, die dummen Streiche, die er sich ausgedacht hatte, in die Tat umzusetzen. Wer von uns beiden dachte dabei schon an die Gefahren, die dabei gelegentlich auftauchten.

Ein Onkel dieses munteren Knaben war Bäcker. Bäcker arbeiteten früher bekanntlich in den Nachtstunden und holten den Schlaf am Tage nach, während ihre Frauen im Laden das Brot verkauften. Dieser Bäcker hatte in seinem Garten einen Birnbaum, der sein ganzer Stolz war. Seine Früchte waren groß und saftig, reif allerdings erst im Spätherbst. Man nannte sie Napoleonsbirnen; den richtigen Namen weiß ich nicht. Eben diese Napoleonsbirnen hütete er vor der Ernte wie seinen Augapfel. Sobald er am Nachmittag ausgeschlafen hatte, stellte er sich einen Stuhl unter den Birnbaum, stopfte sich eine lange Pfeife und

gab acht. Wehe den Obsträubern, wenn sie kommen sollten! Keine Napoleonsbirne sollte ihm verlorengehen!
Eines Tages sagte Felix zu mir:
»Mein Onkel ist heute nicht zu Hause, weißt du. Wir könnten eigentlich mal an seinen Birnbaum gehen! Du kletterst hinauf und pflückst, ich bleibe unten und lese auf. Dann teilen wir uns die Beute!«
Das war im August. Die Napoleonsbirnen waren zwar schon groß, aber noch hart wie Holz. Uns kümmerte das nicht. Flink wie ein Wiesel kletterte ich den großen Baum hinauf, riß die Birnen ab, sofern ich sie erreichen konnte, und schüttelte nach Leibeskräften die Äste. Die Napoleonsbirnen purzelten in Massen ins Gras.
Ich war in meine Arbeit vertieft, als bekäme ich dafür eine Bezahlung; der Lohn sollte ja auch schließlich nicht ausbleiben. Plötzlich empfand ich die Stille um mich herum. Von Felix war drunten keine Spur mehr zu sehen. Dafür aber vernahm ich eine Stimme, die polternd Unheil verhieß. Der Bäcker war heimgekehrt:
»Warte, mein Jüngelchen, jetzt hole ich die Gendarmen!«
Ich nahm das für bare Münze. Vor Gendarmen hatte ich großen Respekt. Vor dem Bäcker auch. Kein Gedanke an Flucht. Ich blieb voller dumpfer Ahnungen zwischen den Zweigen sitzen.
Der Bäcker hatte inzwischen seinen Stammplatz unter den Napoleonsbirnen eingenommen und ließ den Rauch aus seiner langen Pfeife quillen. Ein Bild des Friedens, dem Anschein nach.
»Du wirst schon mal runterkommen!« sagte er zuversichtlich zu mir hinauf.
Ich dachte in meiner Angst nicht daran. Eine Stunde verging nach der anderen. Zwar erschienen keine Gendarmen auf der Szene, aber der Bäcker verließ auch nicht das Feld, denn er hatte Zeit genug, bevor er in die Backstube mußte. Es dämmerte. Es wurde dunkel. Am Himmel standen

schon die ersten Sterne. Da endlich rief den Bäcker seine eigentliche Pflicht. Er stapfte nach Hause.

Ich wagte den Abstieg. Ich behielt heile Knochen. Doch nach Hause getraute ich mich nicht. Ich war überzeugt, in der Studierstube meines Vaters säßen schon die Gendarmen bereit, um mich abzuführen. Vorher würde es natürlich noch ein väterliches Strafgericht geben. Wenig verlokkende Aussichten. Also kroch ich beim Nachbarn in die Scheune. Hätte ich doch wenigstens eine Birne in die Tasche gesteckt! Mein Magen knurrte vor Hunger. Aber ich hielt aus.

Wiederum verstrich eine Stunde nach der anderen. Im Dorf gingen allmählich die Lichter aus und die Menschen ins Bett. So glaubte ich jedenfalls. Aber das war nicht der Fall, wie ich später erfuhr.

Meine Eltern hatten mich längst vermißt. Eine Zeitlang hatten sie auf mich gewartet. Dann waren sie unruhig geworden, hatten vielerlei Mutmaßungen angestellt und waren letzten Endes zu der Überzeugung gelangt, daß mich Zigeuner geraubt hätten, die am Nachmittag durch das Dorf gezogen waren. Sie machten die Gendarmen mobil und hetzten sie hinter den Zigeunern her. Sie fanden die Zigeuner, nicht aber mich. Kein Wunder. Dann holten meine Eltern die Nachbarn zu Hilfe. War ich nicht bei den Zigeunern, so mußte ich in den Bach gefallen sein. Die Suchexpedition brach mit vielen Laternen und Fakkeln auf. Es war längst nach Mitternacht.

Um diese Zeit hielt ich es in meiner Scheune nicht mehr aus. Ich war nicht nur hungrig, sondern auch müde. Während hinter den letzten Häusern des Dorfes das Bachufer abgesucht wurde, schlich ich mich nach Hause. Ich hatte mich nun damit abgefunden, daß ich wieder einmal eine tüchtige Strafe erhalten würde.

Das erschien mir weniger schlimm als der Hunger. Die Tür stand offen, aber niemand war zu Haus. Ich fand das

sonderbar, unternahm allerdings keinen Versuch mehr, mir die Abwesenheit meiner Eltern und Geschwister zu dieser Stunde zu erklären. Ich gelangte nicht einmal in die Küche. Noch im Hausflur brach ich zusammen; unter einem kleinen Tisch schlief ich unverzüglich ein.
Die Ruhe, ob sie nun verdient war oder nicht, währte nicht lange. Meine Eltern und Geschwister kamen bald darauf von der vergeblichen Suche zurück, niedergeschlagen und jetzt endgültig das Allerschlimmste befürchtend. Da entdeckten sie mich im Hausflur. Sie rüttelten mich wach: Ich lebte! Aber daß sie mir nun noch um den Hals fallen würden, das durfte ich doch wirklich nicht erwarten.

DER VERHÄNGNISVOLLE SPRUNG

Daß ich kein Musterknabe war, wissen Sie ja schon. Die Maikäfer-Episode will ich Ihnen trotzdem nicht vorenthalten. Auch sie hängt wieder mit Felix zusammen.

Wir schlenderten durch die Dorfstraße. Mit den Schularbeiten hatten wir wieder einmal kurzen Prozeß gemacht. Felix zeigte plötzlich auf den höchsten Giebel eines Hauses: »Wenn du von da oben runterspringst, schenke ich dir fünf Pfennige!« Ich musterte eingehend den Giebel und war im Grunde nicht abgeneigt, mir mein Taschengeld von Felix aufbessern zu lassen. »Gib mir einen Groschen, dann tue ich's!« sagte ich.

»Du bist verrückt! Einen Groschen für solche Kleinigkeit. Schließlich fällst du ja auf den Misthaufen. Das ist also bestimmt nicht gefährlich! Mist ist weich! Fünf Pfennige! Mehr nicht!«

Fünf Pfennige waren immerhin etwas. Für fünf Pfennige konnte ich mir bei der Bahnhofswirtin einen Schokoladenmaikäfer kaufen, um den ich seit Wochen herumgeschlichen war wie die Katze um den heißen Brei. Eigentlich handelte es sich dabei ja nur um ein kleines Stückchen Schokolade, dem zwei Papierflügel aufgeklebt waren. Doch dafür einen Sprung aus dem Giebelfenster zu riskieren, war es mir wert. Felix und ich wurden also handelseinig. Letzten Endes konnte ich ihm ja wieder einmal beweisen, daß ich mutiger war als er.

Während er auf der Straße Posten bezog, schlich ich mich in das Haus, gelangte rasch unter das Dach, fand auch das Giebelfenster und schaute hinunter. Bis hierher hatte ich alles mühelos bewältigt. Als ich aber nun tief, tief unter mir den Misthaufen sah, bekam ich es doch mit der Angst zu tun. Der Misthaufen wirkte vom Giebelfenster aus sehr klein.

Nur Mut, redete ich mir ein. Im Bahnhof wartet der Käfer auf dich! Also Mund zu, Augen zu und hinunter! Ich landete tatsächlich auf dem Misthaufen. Unversehrt. Im Hochgefühl der vollbrachten Bravourtat sah ich über meinen Anzug hinweg. Ich glaube, man braucht wenig Phantasie, um sich mein Äußeres vorzustellen.

Nicht nur Felix hatte meinem Sprung zugeschaut. Auch andere Dorfbewohner waren Zeugen meiner artistischen Darbietung geworden. Sie waren in laute Schreckensrufe ausgebrochen, als ich durch das Giebelfenster geklettert war; hatten den Atem angehalten, als ich in die Tiefe stürzte und strömten nun zusammen, weil sie glaubten, ich brauche Hilfe.

Der vorsorglich alarmierte Arzt suchte vergeblich nach gebrochenen Knochen. Während er mich noch nach den Regeln seiner Kunst abtastete, kam mein Vater hinzu. Eigentlich hätte er ja froh sein müssen, mich nach diesem gewagten Sprung heil und gesund vor sich zu sehen. Aber er griff nach dem nächsten Stock und gab mir vor aller Augen einen Denkzettel, wie er es wirklich nur selten tat. Meine Mutter und die Nachbarsfrauen hatten Mitleid mit mir:

»Warum hauste ihn denn so furchtbar? Er ist doch nun gestraft genug!« sagten sie. Da setzte mein Vater eine ernste, würdige Miene auf, brachte seinen Anzug in Ordnung und sprach bedeutsam:

»Ich habe ihn nicht geschlagen, meine Freunde, weil er vom Giebelfenster hinuntergesprungen ist. Nein, ich habe ihn geschlagen, weil er auf den Misthaufen gefallen ist. Nicht des Anzugs wegen, sondern weil es ein besonderer Misthaufen ist, ein Schweinemisthaufen! Das ist das Furchtbare!«

Mein Vater statuierte hier das Exempel, daß auch der Kontakt mit Schweinemist gegen das Gesetz verstoße. Der Anzug, den ich an diesem Nachmittag getragen

hatte, wurde zwar anschließend gründlich gereinigt; ich durfte ihn aber niemals wieder anziehen. Er wurde verschenkt.

GEIGENUNTERRICHT

Wie es so geht, wenn sich die Väter gut kennen: Wenn der eine meint, sein Sohn müsse Geige spielen lernen, will der andere diesen Spaß seinem Sprößling auch nicht vorenthalten.

Von meinem Vater erfuhr eines Tages der M.L., daß ich Geigenunterricht erhalten solle. Das imponierte ihm. Was lag näher, als daß auch sein Sohn Felix Geigenunterricht bekommen mußte. Was der M.L. sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, wurde unverzüglich in die Tat umgesetzt. Mit wichtiger Miene sagte er abends zu meinem Vater: »Ich werde morgen zur Stadt fahren, zur Firma Mollenhauer & Söhne, das ist die größte Musikalienhandlung. Ich werde für unsere beiden Kinder Geigen kaufen.«

So war der M.L. Er fragte nicht: »Ist es Ihnen recht, wenn ich auch für Ihren Sohn gleich eine Geige kaufe?« Er fragte nicht, ob es meinem Vater vielleicht mehr Spaß mache, die Geige selbst zu kaufen, oder ob er gar eine billigere Quelle habe. Das hielt er nicht für notwendig. Zum Glück war der Respekt meines Vaters vor den praktischen Fähigkeiten des M. L. so groß, daß er an keinen Widerspruch dachte.

M. L. reiste also am anderen Tag zur Stadt und kam abends mit zwei Geigen zurück. Eine von ihnen brachte er uns gleich ins Haus.

»Ich habe Dreiviertelgeigen genommen«, sagte er, »das Stück zu fünfzehn Mark. Eine völlig unnötige Ausgabe übrigens, zu der Sie mich da verleitet haben! Für so kleine Jungen kann man ja noch keine ganzen Geigen kaufen, sondern nur Dreiviertelgeigen. Die Jungen werden größer, aber die Geigen nicht! Also können Sie sich ausrechnen, wann die Geigen für die Jungen zu klein geworden sind. Wir hätten mit der Anschaffung am besten noch

gewartet. Aber Sie wollten es ja unbedingt jetzt! Das Geld ist jedenfalls zum Fenster hinausgeschmissen! Guten Abend!«

So war eben dieser sonderbare Mann.

Der christliche Dorflehrer gab uns Geigenunterricht. Er tat es fast umsonst. Dennoch nahm er es genau, denn er hatte ja nun Gelegenheit erhalten, seine pädagogischen und musikalischen Fähigkeiten in das beste Licht zu setzen. Mein Vater begnügte sich damit, sich gelegentlich die Fortschritte anzuhören, wenn ich zu Hause übte. Der M.L. aber platzte eines Tages in den Unterricht hinein. Der Lehrer bot ihm eilfertig einen Stuhl an.

»Nun, mein Lieber, was haben die Jungen inzwischen bei Ihnen gelernt?« fragte er.

Wir waren gerade bei den ersten Tonleitern angelangt.

»Geht es voran?«

»Durchaus, durchaus!« beteuerte der Lehrer. »Ich habe hier Heims Geigenschule. Nach dieser Methode habe ich auf dem Lehrerseminar auch Unterricht bekommen.«

»Interessiert mich alles absolut nicht«, sagte der M.L. »Ich will von Ihnen wissen, welche Lieder die beiden schon spielen können!«

Das brachte den Lehrer in Verlegenheit.

»Ja, aber soweit sind wir doch noch gar nicht!« stotterte er. »Das kommt doch viel später. Erst müssen wir einmal die Grundlagen erarbeiten. Aller Anfang ist schwer. So rasch geht es nicht. Ich habe ja Erfahrung!« »Spielt alles keine Rolle«, sagte der M.L., »und was Sie da in Ihrem Seminar getrieben haben, ist völlig gleichgültig. Ist ja nicht meine Angelegenheit. Wenn ich das Geld ausgebe, damit mein Sohn Geige spielen lernt, so soll er Lieder spielen lernen. Alles andere ist unnötig. Damit brauchen Sie sich überhaupt nicht aufzuhalten. Sorgen Sie dafür, daß die beiden da in einer Woche ein Lied spielen können und in vierzehn Tagen ein zweites. Das ist wohl nicht zuviel

verlangt für's Geld! Wenn Sie es nicht schaffen, muß der Unterricht eben aufhören!«
Damit kehrte er Frau Musica den Rücken. Auch über das Geigenspiel hatte er seine vorgefaßte Meinung.
Unser Lehrer verlegte sich nicht auf die Rhetorik, um M.L. davon zu überzeugen, daß seine Forderung unbillig sei, daß auch der beste Musik-Pädagoge solche Fortschritte mit seinen Schülern nicht erzielen könne. Zwei Wochen lang gab er uns noch Unterricht. Dann setzte der M.L. seinen Willen durch, mein Vater fügte sich, und Felix und ich waren wieder einer Sorge enthoben.

DIE GESCHICHTE VOM SPIEGEL

Der M.L. war im Grunde ein einsamer Mensch. Seine erste Frau war sehr früh gestorben. Seine zweite Frau, die Mutter meines Freundes Felix, war für ihn eigentlich zu jung, zu unerfahren, um sein Wesen zu beeinflussen. Auch sie starb bald. Der M.L. kannte nur seine Arbeit. Mit wenigen Menschen im Dorf hatte er einen engeren Kontakt. Zu ihnen gehörte der jüdische Lehrer, der eine große Familie, aber nur ein kleines Gehalt hatte. An seinen freien Mittwochnachmittagen half er darum dem M.L. im Geschäft aus, besorgte für ihn die Buchhaltung und erhielt dafür eine geringe Vergütung. Er war damit zufrieden, und vielleicht war seine Bescheidenheit auch ein Grund für den M.L., ihn gern zu haben. Er war ein netter, einfacher Mensch und darum allgemein beliebt.

Am Sabbath, nachmittags nach dem Gottesdienst, besuchte er den M.L. Dafür sprach vieles: der M.L. war der Vorsteher der jüdischen Gemeinde, er war sein Arbeitgeber. Bei solchen Besuchen erkundigte sich der M.L. nach den Kindern in der Schule, nach den Fortschritten im Unterricht, fragte auch, wie es den vielen eigenen Kindern gehe, und schließlich sagte er regelmäßig:

»Und nun, Herr Lehrer, erzählen Sie mir eine Geschichte!«

Nun hätte es freilich den jüdischen Lehrer in Verlegenheit bringen müssen, bei jedem Besuch eine andere Geschichte zu wissen. Aber das verlangte der M.L. ja überhaupt nicht. Er hatte seine Lieblingsgeschichten, die er immer wieder hören wollte, und daran hielt sich der Lehrer. Dies war so eine Geschichte:

Irgendwo in einem Getto, fast schon im Walde, lebte ein altes jüdisches Ehepaar, kinderlos. Eines Tages sprach der Mann zu seiner Frau:

»Höre mein Weib, nun bin ich schon so alt. In jeder

Stunde kann Gott mich hinwegnehmen von dieser Welt in jene Welt, aus der es kein Zurück gibt. Aber weder ich noch du haben jemals die große Stadt Moskau gesehen. Da wir aber doch vierundfünfzig Rubel besitzen, dachte ich mir, wir nehmen das Geld und machen zusammen die Reise. Dann haben wir Moskau gesehen, und du hast die schöne Erinnerung, wenn ich schon lange tot bin.« Aber die Frau wehrte ab:

»Das kann nur ein Mann sagen. So eins, zwei, drei und mir nichts, dir nichts nach Moskau fahren! Du und ich! Wie du dir das denkst! Wer wird dann auf die Ziege aufpassen, wenn wir fort sind und auf die beiden Enten und die Hühner? Nein, nein, das geht nicht! Die Tiere müssen versorgt werden! Wir können nicht zusammen reisen. Aber fahre du doch allein nach Moskau und sieh dir die Stadt an und komme gesund zurück und erzähle mir alles.«

Weil der Mann Moskau vor seinem Tod unbedingt noch sehen wollte, machte er sich tatsächlich allein auf die Reise. In der großen Stadt kam er aus dem Staunen nicht heraus. Tagelang ging er umher, um alles zu betrachten. Da waren die elektrischen Straßenbahnen, die er noch niemals gesehen hatte: »Vorne ist kein Pferd«, sinnierte der Alte, »hinten ist kein Pferd, nirgends sieht man ein Pferd, und der Wagen fährt doch! Sonderbar, sonderbar!« Es gab noch mehr, das er nicht begreifen konnte. Er war in einem kleinen, billigen Gasthof abgestiegen, in dem abends elektrisches Licht brannte: Da drehte man also an einem kleinen Schalter an der Wand und plötzlich brannte in der Mitte des Raumes unter der Decke eine Lampe und machte alles taghell! Woher hat sie das Petroleum, wo ist der Docht, wo sind Zylinder und Schirm?

Auf der Straße zogen ihn die Schaufenster der Geschäfte am meisten an. Ein Schaufenster jagte ihm zunächst einen Schrecken ein. Es gehörte zu einem Spiegelgeschäft. Niemals im Leben hatte er Spiegel gesehen, denn er war ein

frommer Jude, der nach dem Prinzip lebte: »Du sollst dir kein Bildnis machen!« Nie hatte er eine Photographie gesehen oder sich in einem Spiegel erblickt. Aber er wußte, was ein Gemälde ist. Er ging auf das Schaufenster des Spiegelgeschäftes zu und sah sich zum erstenmal in seinem Leben im Spiegel. Und erschrak.

»Das ist ja unheimlich! Man hat mir gesagt, daß mein Vater ein frommer und guter Mann war, aber daß er so berühmt war, daß man hier in Moskau sein Bild ausstellt, das habe ich nicht gewußt! Er muß doch wohl ein sehr berühmter Mann gewesen sein, denn ich sehe gar keine anderen Bilder neben seinem. Und das ist bestimmt mein Vater, den ich hier sehe: derselbe Kaftan, derselbe lange Bart, dieselben Augen, die Schläfenlocken! Nichts deutet darauf hin, daß er es nicht ist!« Schüchtern betrat er das Geschäft; er glaubte, sein Geld werde niemals ausreichen, um ein so kostbares »Gemälde« zu kaufen.

»Was kostet das Bild, das Sie im Fenster haben?« fragte er.

Im Laden lachte man über ihn und sagte:

»Wir haben keine Bilder, wir haben Spiegel!« »Vielleicht nennen Sie das Spiegel. Kommen Sie doch bitte mit auf die Straße. Ich will Ihnen zeigen, was ich haben möchte!« So geschah es, und der Alte deutete auf den Spiegel, in dem wieder sein Gesicht erschien, von dem er glaubte, es sei das seines Vaters.

»Das kostet zwei Rubel«, sagte die Verkäuferin. Das war billig. Der Alte kaufte den Spiegel und ließ ihn sich gut verpacken. Etwas später trat er die Rückreise an. Oben im Gepäcknetz lag der Spiegel. Und der Alte meditierte:

»Irgend etwas an dieser Sache ist nicht in Ordnung! Aber ich komme nicht dahinter, was es ist!«

Er beschloß darum, seiner Frau zunächst nichts von dem Kauf zu erzählen. Den Spiegel versteckte er hoch oben auf dem Heuboden. Jeden Morgen, bevor er auf das Feld ging,

nahm er eine Leiter, stieg hinauf, schob das Heu beiseite und besah sich — seinen Vater —, sagte ihm auch »Guten Morgen«, denn Respekt muß man ja schließlich vor seinem Vater haben. Aber sein Vater antwortete ihm nicht. Daran fand der Alte nichts verwunderlich, denn er war ja tot. Seiner Frau fiel eines Tages auf, daß sich ihr Mann jeden Morgen auf dem Heuboden zu schaffen machte. Dem wollte sie auf den Grund gehen. Sie wartete, bis er auf dem Feld war und ging dann in die Scheune; sie sah sofort, daß die Leiter an einer Stelle stand, wo sie sonst nicht zu stehen pflegte. Die Frau stieg nach oben und entdeckte bald den Spiegel.

Und da sah auch sie sich zum erstenmal in ihrem Leben im Spiegel. Nachdem sie einen Augenblick hineingeschaut hatte, kamen ihr die Tränen in die Augen, und sie weinte und sagte zu sich:

»Das ist das Schlimmste, was mir passieren konnte! Kluge Frauen haben mir schon lange gesagt: Man soll die Männer nicht allein in die Stadt fahren lassen; sie kriegen Weibergeschichten! Aber daß meiner auch so ist, hätte ich nicht gedacht! Und Geschmack hat er kein bißchen! So eine häßliche Alte hätte er auch hier finden können!«

Diese Geschichte wollte der M.L. immer wieder hören.

ZWISCHEN ZWEI GLÄSERN HIMBEERSAFT

Der M.L. hatte Himbeersaft auf den Tisch gestellt, und der Lehrer erzählte wieder einmal Geschichten:
Ein einfacher Fuhrmann, wie es im Osten viele unter den Juden gab, ging eines Tages zu seinem hochverdienten Rabbi und sagte:
»Eigentlich habe ich Angst, zu dir zu kommen, denn steht es einem kleinen Fuhrmann an, dich zu kritisieren? Dazu habe ich kein Recht! Das weiß ich! Denn du bist der große gelehrte Mann, und ich bin ein ganz kleiner ungebildeter Mensch! Aber es drängt mich zu dir, denn du hast heute morgen gepredigt: ›Groß ist Gott.‹ Das stimmt. Aber dann hast du gesagt: ›Die Welt, die er geschaffen hat, ist wunderbar! Es gibt keinen Fehler in der ganzen Welt. Der kleinste Grashalm, der allerkleinste Käfer, alles hat seine Bedeutung! Und wenn Gott die Welt noch einmal erschaffen müßte, wäre an ihr nicht das geringste zu ändern. Gott kann keinen Fehler begehen, und Gott hat auch keinen Fehler begangen!‹ Siehst du, Rabbi, da möchte ich dir sagen, das stimmt nicht! Fehler gibt es viele in der Welt! Schau mal, der Mann, die Frau! So eine junge Frau, so ein junger Mann. Sie stehen sich gegenüber. Die junge Frau ist doch schön, zart und lieblich, und es ist ein Vergnügen, sie anzusehen. Aber der Mann? Der ist doch häßlich! Was hat er schon gegenüber der Frau? Seinen Bart? Er ist schwarz oder blond, und ist der Mann ein wenig älter, so wird er grau, und schließlich ist er weiß! Das ist doch häßlich! Aber die Frau bleibt hübsch, viele, viele Jahre länger als der Mann. Wenn Gott den Bart statt schwarz oder blond wenigstens grün gemacht hätte! Das ist etwas, was die Frauen nicht haben! Grün sind sie nirgends! Da könnte man sagen: ein grüner Bart ist schön!

Ein Mann mit grünem Bart ist schön! Das könnte mir gefallen! Daß der Mann keinen grünen Bart hat, ist ein Fehler! Nächster Fehler: das Pferd! Vorne hat es den Kopf, und hinten hat es den Schwanz. Das hat Gott ganz verkehrt gemacht! Ein Pferd müßte hinten den Kopf haben und den Schwanz vorne! Ich werde dir auch sagen, warum. Da nimmst du nun dein Pferdchen und spannst es an, um in die Kreisstadt zum Markt zu fahren. Alle fahren zum Markt, die Bauern und die Händler. Auf den Straßen ist viel Betrieb, besonders in den engen Gassen. Du willst jetzt deinem Pferdchen zurufen: Geh nach links! Aber es ist doch so viel Lärm auf der Straße. Das Pferdchen kann dich nicht richtig verstehen und geht nach rechts! Schon stößt man zusammen mit einem anderen Fuhrwerk, die Pferdchen sind tot, der Wagen kippt um, die Waren sind verdorben. Und das alles nur, weil das Pferdchen den Kopf zu weit vorn hat. Hätte es den Kopf hinten gehabt, wäre es nicht passiert!«

Der Rabbi sagte daraufhin:

»Hör zu! Ich werde dir deine beiden Fragen in einem einzigen Satz beantworten. Wenn es so wäre, daß die Männer einen grünen Bart hätten und die Pferde den Kopf hinten und den Schwanz vorne, und du fährst nun in die Kreisstadt zum Markt, wie du es gesagt hast, und du beugst dich vor zu deinem Pferdchen, dessen Kopf dir nun ganz nahe ist, und sagst zu ihm: Mein Pferdchen, geh nach links! — dann hört das Pferdchen deine Stimme, die es so gut kennt, hebt den Kopf, sieht den grünen Bart, meint, es sei Gras und frißt ihn weg! Na und? Was wäre dann?«

Die Rabbis fuhren oft von Ort zu Ort, um für ihre theologischen Lehranstalten, für ihre Talmud-Seminare, Geld zu sammeln oder auch für ihre Armen. Sie waren leicht an ihrem langen Kaftan zu erkennen, besonders aber an einer Pelzmütze, dem Abzeichen des östlichen Rabbiners. Ein

jüdischer Fuhrmann sagte eines Tages zum Rabbi, den er auf seiner Reise begleitete:

»Rabbi, wenn ich so sehe, wie alle Leute auf dich zustürzen, wenn du in einen Ort kommst, und dir alle Ehre erweisen, so wird's mir ganz weh ums Herz. Mich beachtet niemand! Ich setze mich in eine Ecke und höre nur zu, was du zu den Leuten redest. Wenn ich auch stolz darauf bin, daß ich einen so berühmten und gelehrten Rabbi fahre, so werde ich doch traurig. Ich denke mir dann, einmal in meinem Leben möchte ich, und wenn es auch nur eine Stunde wäre, so viel Ehre einnehmen und erfahren wie du dein Leben lang!«

Der Rabbi lachte und sagte:

»Wenn dir soviel daran liegt, so läßt es sich machen! Wir kommen bald in ein Dorf. Ich leihe dir meine Pelzmütze und du gibst mir deinen Hut. Ich werde solange das Pferdchen führen, und dich werden dann alle für den Rabbi halten, und du hast dann die Ehre, an der dir soviel liegt!« So geschah es. Sie trafen in einem Dorf ein. Alle Leute rannten auf den Wagen zu und sagten zum Fuhrmann: »Rabbi, Rabbi, kommt herein zu uns! Trinkt ein Glas Tee, tut uns die Ehre an!«

Der Fuhrmann ließ sich nicht lange nötigen, der Rabbi folgte ihm als vermeintlicher Fuhrmann. Viele Leute kamen noch hinzu und trugen dem falschen Rabbi ihr Anliegen vor:

»Wir wollen Euch begrüßen! Aber wir haben noch einen anderen Grund, weshalb wir kommen! Seit Monaten lernen wir an einer Talmudstelle, die wir uns nicht erklären können. Wir sind fest überzeugt, ein so großer Gelehrter wie Ihr, wird sie deuten können!«

Der echte Rabbi saß abseits. Der Fuhrmann aber sagte: »Na, zeigt mir einmal die Stelle her!«

Natürlich verstand auch er sie absolut nicht. Aber er war ein Schlaukopf. Er sagte:

»Was, diese Stelle könnt ihr euch nicht erklären? Na, so etwas Einfaches! Fragt einmal meinen Fuhrmann, der wird sie euch bestimmt erklären können!« —
Und der M.L. schmunzelte, bot dem Lehrer Himbeersaft an und sagte: »Herr Lehrer, erzählen Sie noch eine Geschichte!«

Wenn sich der M.L. nach Mittagsschlaf und Gottesdienst Geschichten erzählen ließ, hatte der Lehrer oft ein größeres Publikum. Denn manche Juden benutzten den Sabbathnachmittag zu kurzen Besuchen und kamen auch in des M.L. Haus. Lazarus Hecht war natürlich dabei und aus Wißbegier einer der dankbarsten Zuhörer. Was er hier erfuhr, gab ihm reichlich Stoff zum Nachdenken, gab ihm Anlaß, seine eigene Meinung treuherzig beizusteuern. »Zwei Juden unterhielten sich einmal über Reichtum«, begann der Lehrer, und auch dies war eine Geschichte, die der M.L. immer wieder hören wollte.»›Richtig reich ist eigentlich nur der Baron Rothschild in Paris‹, sagte der eine, ›er besitzt eine unglaublich große Zahl von Häusern und Geschäften. Wir wissen gar nicht, wie viele das sind. Wahrscheinlich weiß er es selbst nicht genau. Er ist sicher der reichste Mann in der ganzen Welt.‹ Da sagt nun der zweite: ›Nein, das stimmt nicht! Er mag wohl ein sehr reicher Mann sein, er mag sich auch wohl jeden Luxus erlauben können. Wahrscheinlich ist er sogar so reich, daß er jede Minute das Hemd wechseln kann, Hemd an, Hemd aus, Hemd an, Hemd aus, Hemd an. So reich dürfte er schon sein. Aber der reichste Mann der Welt ist er doch nicht. Der reichste Mann der Welt ist nämlich der Kaiser von China. Der Rothschild hat Häuser und Geschäfte, na gut, aber der Kaiser von China hat ein ganzes Land, und zwar das allergrößte. Was es in China gibt, gehört ihm, die Flüsse, die Berge, die Reisfelder, die Menschen und vor allen Dingen das viele, viele Gold. Es gehört samt und sonders dem Kaiser. Man bringt es ihm, und er kann davon ausgeben, was er will; er kann überhaupt nicht soviel ausgeben, wie er hat, und wenn er eines Tages stirbt, so ist auch sein Nachfolger der reichste Mann der Welt.‹«

»Soviel Reichtum kenn' ich nicht!« sagte der M.L. kopfschüttelnd; »das ist ja kaum denkbar!«
Hier nun hakte Lazarus Hecht ein und bemerkte versonnen:
»Un ich kann euch sage, wenn ich de Kaiser von China wär, dann wär ich noch reicher! Mir würd es genüge, wenn ich nur am Sabbath und Sonntag Kaiser von China wär; werktags würd ich mir noch ebbes nebebei verdiene mit dem Hausiere!«
Soweit der Kaiser von China. Auch in unser Dorf kam, in regelmäßigen Abständen übrigens, ein Kaiser, richtiger gesagt: das Kaiserche von Niedenstein, von Niedenstein bei Kassel. Das war ein kleiner armer Jude. Er trug einen schäbigen, glänzenden Gehrock und einen mächtigen schwarzen abgegriffenen Hut. Was schadete das; er war ja kein Kaiser, er hieß nur so. Er zog durch die Lande und bettelte — aber er ließ sich nichts schenken, denn er hatte immer Gegengaben bei der Hand, ein Stückchen koschere Seife etwa oder einen kleinen jüdischen Kalender. Niemand wäre deshalb auf die Idee gekommen, ihn einen Bettler zu nennen.
Das Kaiserche von Niedenstein war eine Respektsperson. Ihn kannte jeder, und er kannte alle. Und das wollte etwas heißen, denn er kam auf seinen Touren bis nach Bremen hinauf und bis nach Stuttgart hinunter. Das brachte ihn in den Ruf, eine zuverlässige Auskunftei zu sein. Er wurde vor allem dann herangezogen, wenn jemand seine Tochter in die Fremde verheiraten wollte. Entweder kannte das Kaiserche von Niedenstein den Freier, seine Familien- und Vermögensverhältnisse längst, oder er wußte sie zu erfahren. Wenn er dann nach ein paar Monaten wiederkam, berichtete er. Konnte er kein gutes Urteil abgeben, sagte er nur: »Ich kenn de Leut net!« Eine schlechte Auskunft kam ihm niemals über die Lippen. Das hieß jedenfalls genug; aus der Hochzeit wurde nichts.

Nachdem das Kaiserche von Niedenstein seine eigene Tochter an den Mann gebracht hatte, sagte es:
»Ich hab mei'm Schwiegersohn Rheinland-Westfalen übergebe!«
Das bedeutete nichts anderes, als daß er ihm seinen besten Bettel- und Auskunfteibezirk als Mitgift abgetreten hatte. Als das Kaiserche von Niedenstein später gestorben war, kam es sogar in die Zeitung, und sein Schwiegersohn trat auch bei uns in seine Fußstapfen. Aber so populär wie das Kaiserche wurde er niemals.

LAZARUS IM HOTEL

Einmal im Monat löste Lazarus Hecht im Bahnhof seine Fahrkarte. Er mußte nach Frankfurt reisen, um die Bestände seines »Warenhauses« aufzufrischen, und schließlich brauchte er auch ein paar neue Eindrücke, von denen er in den folgenden Wochen seinen Kunden erzählen konnte.

In Frankfurt richtete er es stets so ein, daß er seine Einkäufe eine Stunde vor Abgang seines Zuges beendet hatte. Diese letzte Stunde in der großen Stadt war für ihn etwas ganz Besonderes. Er verbrachte sie im Café Buerose in der Nähe des Hauptbahnhofes. Das Café lag neben dem »Hessischen Hof«, einem Luxushotel für die damaligen Begriffe. Lazarus Hecht war es zufrieden, bei einer Tasse schwarzen Kaffee, zu der er das mitgebrachte trockene Brot aß, das Kommen und Gehen der eleganten Hotelgäste zu beobachten. Damals gab es noch keine Automobile. Die Pferdegespanne imponierten Lazarus Hecht mächtig, und saß sogar ein livrierter Kutscher auf dem Bock, so war er überzeugt, daß es nur ein Millionär sein konnte, der da aus der Chaise stieg und mit wichtiger Miene im Hotel verschwand. Waren vor eine Kutsche gar zwei Pferde gespannt, so konnte es nach seiner Meinung nur ein regierender Fürst sein. Beide Augen riß er auf, um nur nichts zu versäumen, um sich nichts entgehen zu lassen. Im Dorf erzählte er dann:

»Ich sag euch, do fahre de reiche Leut rum von morgens bis abends un habe nix zu tun. In jeder Tasch habe se e Milljon Bargeld stecke; darum nennt man se aach Milljonäre. Wenn se müd sin, gehe se nei in des groß Hotel un schlofe, bis se wieder Hunger kriege. Se esse alles, was verbote is. Se tun mir ja leid, denn wenn se tot sin, müsse se dafür in de Hölle büße. Aber so bald sterbe die net. Statt

krank ze werde wie unserans, gehe se in de vornehme Bäder un losse sich kuriere. Ich sag euch, wann ich aach 'n armer Mann bin, einmal in meim Lebe möcht ich doch schon in so 'nem vornehme Hotel schlofe!«

Jahrelang erzählte Lazarus Hecht seinen Zuhörern von diesem für ihn abenteuerlichen Plan, aber niemals ergab sich für ihn die Notwendigkeit, in Frankfurt zu übernachten. Dann freilich trat dieser Fall eines Tages doch ein.

Lazarus Hecht überlegte nicht eine Sekunde, wo er übernachten werde. Ihm kam nicht die Idee, in irgendein billiges Hotel zu gehen oder in ein kleines jüdisches Gasthaus, wo er bestimmt gesetzestreu zubereitete Speisen hätte essen können. Lazarus Hecht ging in den »Hessischen Hof«, wie er es sich immer schon vorgenommen hatte.

So trat er also in die Vorhalle, sah den Portier in seiner prächtigen Livree stehen — und hielt ihn natürlich für den Inhaber oder zumindest für einen sehr hohen Angestellten.

»Kennt ich hier schlofe?« fragte er treuherzig.

Der Portier warf einen Seitenblick auf die anderen Gäste und reichte ihm schweigend das Anmeldeformular. Lazarus Hecht füllte die Spalten mit seiner großen holprigen Schrift:

»Hecht, Lazarus, Handelsmann . . .«, und was man sonst noch von ihm wissen wollte.

Er gab den Zettel zurück, und der Portier fragte beiläufig: »Herr Hecht, wünschen Sie ein Zimmer mit fließendem Wasser?«

Lazarus wußte durchaus nicht, was das ist. Er glaubte plötzlich, das hinge mit seinem Namen zusammen und antwortete erschrocken:

»Um Gottes willen, nein, ich bin doch kein Fisch, ich heiß ja nur so!«

Lazarus Hecht hat übrigens noch einmal in seinem Leben, viele Jahre später, in einem großen Frankfurter Hotel

geschlafen. Damals hatte seine Familie Verwandtenbesuch aus Amerika bekommen. Der Gast war drüben wohl so reich geworden, daß er keineswegs mit einem Quartier in unserem Dorf vorliebnehmen wollte. Vielleicht gar mit Lazarus oder einem seiner Brüder in einem Zimmer schlafen? Nein, er wollte in Frankfurt übernachten, aber er lud Lazarus Hecht ein mitzukommen. Lazarus erhielt ein großes Zimmer mit allem Komfort und selbstverständlich auch mit einem eigenen Bad.

Am andern Morgen fragte Lazarus beim Frühstück seinen Verwandten:

»Nu sag nur emol, was hot dann die Stubb gekost, wo ich heut nacht geschlofe hab?«

Als er den Preis erfuhr, kam aus seinem Mund:

»Was, dreißig Mark, um einmal do ze schlofe? Wir bezahle des ganz Jahr net mehr Miet für unser Häusche. Des is ja 'n Skandal, des is ja Wucher! Na, an mir habe se uff jeden Fall weniger verdient wie an de annere Gäst, die sonst darin schlofe. Ich hab im Bad un im Schlofzimmer de ganz Nacht alle Lichter brenne losse!«

Und einigermaßen wieder beruhigt, löffelte er sein Ei.

Als ich später ein Gymnasium im Rheinland besuchte, kam ich nur in den Ferien nach Hause. Ich mußte dann in Frankfurt umsteigen, was zwar kein Kunststück war, meine Mutter aber in den ersten Jahren immer mit einiger Sorge erfüllte. Schließlich konnte ich ja den Anschluß verpassen oder mich gar in den falschen Zug setzen, dachte sie. Deshalb schickte sie mir immer jemand aus dem Dorf nach Frankfurt entgegen, der mich auf der letzten Etappe der Reise begleiten mußte. Einmal traf es sich, daß an einem solchen Tage gerade Lazarus Hecht in Frankfurt zu tun hatte und er den ehrenvollen Auftrag erhielt, mich auf dem Bahnhof in Empfang zu nehmen und sicher heim zu geleiten. Er war pünktlich auf dem Bahnsteig, als mein Zug einlief. Bevor die Reise ins Dorf weiterging, hatten wir noch Zeit.

»Weißte, ich will dir emol Frankfurt zeige«, schlug Lazarus vor; »des is e ganz groß Stadt un Sache gib's do, wo du bestimmt noch net gesehe host!« Ich hatte nichts dagegen, und wir zogen los.

»Guck dir nur emol die große Häuser a«, sagte Lazarus auf dem Bahnhofsvorplatz. »Ich was ja net, ob in de Stadt, wo du bist, aach so große Häuser sin. Ich kann mir's aber net gut denke. Do wohne lauter Milljonär drin! Se schaffe nix. Nur die, wo unne e Lade habe, die tun ebbes. Aber se habe nix Gescheits zu verkaafe. Guck gar net erst hi! Von hier bis zu de Hauptwach findste kein Lade, der wo aständige Fliegefänger ze verkaafe hot!«

Lazarus schlug ein Tempo ein, als gehe er mit seinem Hausiererkasten über Land. Ich kam kaum mit. Schon nach ein paar Minuten waren wir auf der Zeil. »Ich will dir aach beweise, daß se hier nix Gescheits ze verkaafe habe!« sagte er plötzlich und zog mich vor das Schau-

fenster eines Optikers. Auf dunkelblauem Samt lagen dutzendweise Brillengestelle aus. Brillengestelle für alle Ansprüche; einfache Weißblechbrillen, wie sie Lazarus in seinem Kasten hatte, waren natürlich nicht darunter.
»Do kannste emol de Gauner sehe! Se verkaafe de Brille ohne Gläser drin! Wie soll do aan Mensch besser sehe wie vorher!« ereiferte er sich.
»Ei, Lazarus«, sagte ich, »das sind doch nur die Gestelle. Die Gläser werden doch erst später eingepaßt!«
»Glaabste, daß du dann besser gucke kannst? Komm, geh mit in de Lade! Du wirst's schon erlebe!« Und schon standen wir dem Optiker gegenüber.
»De jung Herr braucht e Brill!« sagte Lazarus, der sich über alle Hemmungen hinwegsetzte, um mir zu zeigen, daß er viel reeller sei und man wegen eines Brillenkaufs nicht nach Frankfurt fahren müsse.
»Wieviel möchten Sie denn anlegen?« fragte der Optiker vorsichtig.
»Ei, setze Se ihm doch emol de Brill do mit de Gläser drin uff!«
So geschah es. Alles war natürlich für mich völlig verschwommen.
»No, siehste besser?« forschte Lazarus eifrig.
Ich verneinte wahrheitsgemäß.
»Siehste!« sagte Lazarus triumphierend, und wir gingen wieder.
Mein Frankfurt-Bummel mit Lazarus war alles andere als ein reines Vergnügen. Er war vor allem anstrengend. Ich bekam allmählich Hunger und Durst und machte ihn auf die Cafés aufmerksam.
»Da kann mer net neigehe!« sagte Lazarus jeweils. »Des is alles nix Gescheits. Wenn de Hunger hast, kann ich dir'n Stück Brot von mei'm gebe!«
Schließlich landeten wir doch in seinem Lieblingscafé, dem Café Buerose. Er bestellte zwei Tassen Kaffee.

»Hier biste jetzt in de große Welt. Was wir tun, is de große Welt! Natürlich, so wie de annern könne mir de Kaffee net trinke. Denn de Milch ist net koscher und de Zucker sicher aach net!«

So sehr ihm Frankfurt imponierte, so genau wußte er doch, daß für Menschen seines Schlages hier nicht der richtige Platz war.

»In so'ner große Stadt kann mer net glücklich lebe«, sagte er nachdenklich. »Wenn de dahaam bist, kennste dei Leut, kannst mit ihne rede und weißt Bescheid. Do kennste jed Kuh un Kälbche un weißt, was mit dene los is. Un dann de Luft! Merkste aach, wie's hier stinkt?«

»Aber Lazarus, hier stinkt es doch nicht!«

»Un wie's hier stinkt! So gut wie dahaam riecht's net. Do is vor alle Häuser 'n Misthaafe. Des is de richtige Geruch, wo man braucht, un dann fühlt man sich wohl!«

Schließlich war die Abfahrtszeit unseres Zuges herangekommen.

»Jetzt paß uff, wann ich zahl!« sagte Lazarus, bevor er den Ober an den Tisch winkte. »Des is hier aach net so wie dahaam, wo mer e Glas Bier bestellt, un mer gibt elf Pfennig hin, weil's elf Pfennig kost, un wenn mer fufzehn Pfennig gibt, muß de Wirt vier Pfennig rausgebe. Hier muß mer e groß Trinkgeld hinlege. Du wirst schon sehe, wie mer des macht!«

Der Ober segelte im eleganten Frack an unseren Tisch.

»Was hab ich zu zahle?« fragte ihn Lazarus.

»Zwei Kaffee macht vierundvierzig!«

Lazarus legte fünfzig Pfennig hin, und als ihm der Ober die Differenz zurückgeben wollte, schrie er ihn barsch, beinahe böse an:

»Behalte Se's! Ich will's net!«

Als wir draußen waren, sagte er strahlend und zufrieden: »Siehste, so muß mer sich benehme in de große Welt!«

DAS ROSA BRIEFCHEN

Als ich noch ein kleiner Junge war, hörte ich eines Tages meine Mutter einen Freund unseres Hauses im Scherz fragen:
»Nun Emil, wie vielen Gänschen haben Sie wieder den Kopf verdreht?«
Ich spitzte die Ohren. Der Bekannte meiner Eltern kam ein paarmal im Jahr aus der Stadt zu uns. Er imponierte mir mächtig. Er war eine imposante Erscheinung und kleidete sich elegant, stets nach der neuesten Mode. Er war gewandt und wußte aus der großen Welt zu erzählen, in der es soviel zu erleben gab. Solch ein Mann wollte ich auch werden.
Welche Antwort er meiner Mutter gab, weiß ich nicht. Aber ich zog den Schluß, daß man möglichst vielen Gänschen den Kopf verdrehen müsse, um bei den Erwachsenen etwas zu gelten. Gänschen gab es bei uns im Dorf genug.
Einige Tage darauf schickte mich meine Mutter mit einem Arm voll Schuhen zum Schuster. Als ich in den Vorgarten kam, schnatterte mir eine Gans mit ihren sieben Jungen entgegen. Auf eine solche Gelegenheit hatte ich gerade gewartet. Mit einiger List bugsierte ich die alte Gans zur Gartentür hinaus. Dann nahm ich mir entschlossen die Kleinen vor, drehte einem Gänschen nach dem anderen den Kopf herum, legte alle sieben ordentlich in eine Reihe, lieferte die Schuhe ab und empfahl mich.
Auf dem Heimweg sonnte ich mich in dem Gefühl, meinem Ideal nun ein großes Stück nähergekommen zu sein. Man hätte es mir eigentlich anmerken müssen, so stolz war ich auf mich selber. Aber meine Mutter fragte, als ich wieder zu Hause war, nur beiläufig:
»Na, wann kannst du die Schuhe wieder holen?«
Anzusehen war es mir also nicht. Darum fühlte ich mich

veranlaßt, meiner Mutter nicht nur zu sagen, daß der Schuster drei Tage für die Reparaturen brauchen werde, sondern sie auch darüber aufzuklären, welchen Sprung meine Entwicklung auf dem kurzen Weg zur Werkstatt gemacht habe:

»Ich kann bald soviel wie der Onkel Emil«, triumphierte ich. »Ich habe sieben Gänschen den Kopf verdreht!« Was ich damit gesagt hatte, wurde meiner Mutter erst klar, als ihr der Schuster noch am gleichen Tag die Rechnung präsentierte. Nicht für die Schuhe, sondern für sein verblichenes Federvieh.

Erst viel später kam mir zum Bewußtsein, was ich damals in kindlichem Unverstand getan hatte. Wann immer ich seither Gänse erblickt habe, hat mich der Tod der armen Gänschen gereut.

Als ich ein paar Jahre älter war und das Gymnasium besuchte, hatte ich einen neuen Ehrgeiz. Ich sammelte Mädchenphotos, um damit vor meinen Freunden zu renommieren. Felix hatte die gleiche Leidenschaft. Ein paar Photos konnte jeder von uns ohne große Mühe auftreiben. Aber wo sollten wir so viele Bilder hübscher junger Mädchen hernehmen, damit wir keine Konkurrenz unter Sammlerfreunden zu befürchten hatten?

Felix hatte die Idee. Da erschien jede Woche das Hamburger Israelitische Familienblatt mit fünf oder sechs Seiten Heiratsanzeigen.

»Wir geben eine Annonce auf!« sagte Felix. »Jeder zahlt die Hälfte, und die Offerten werden brüderlich geteilt!« Aus den gemeinsamen Bemühungen entstand dieser Text: »Welches edeldenkende, gebildete, bescheidene, brave Mädchen aus ehrbarem Hause wünscht mit feinempfindendem jungem Mann aus wohlhabender, angesehener Familie zwecks Heirat bekannt zu werden? Mitgift Nebensache. Zuschriften mit Bild, das ehrenwörtlich zurückexpediert wird, sind herzlich erbeten unter . . .«

Siebzig Briefe trafen ein, und jeder enthielt ein Mädchenphoto, wie Felix und ich es brauchten. Wir teilten unbesehen den reichen Segen, und jeder von uns zog sich zur Sichtung der Beute in sein stilles Kämmerlein zurück. Ich hatte ein paar Stunden lang damit zu tun, betrachtete selbstzufrieden die Photos, las die Briefe der einsamen Herzen, einen nach dem andern. Bis ich plötzlich meinen Augen nicht traute: Da zog ich aus einem zierlichen rosa Kuvert das mir so wohlbekannte Bild meiner Schwester heraus, der Sechzehnjährigen, und ich las auch den Brief, den sie dazu geschrieben hatte. »Ja, er ist gewagt, der Schritt!« begann er in ihrer manierlichen Schrift. Diesen Spaß wollte ich, der ich immerhin achtzehn Jahre alt war, nicht für mich allein behalten. Am nächsten Freitagabend, als unsere Familie nach dem Essen einträchtig beisammen saß, fragte ich meine Mutter, die gern lachte, ob ich ihr ein paar interessante Briefe vorlesen solle, und holte auch gleich ein ganzes Bündel hervor.

Ich begann zu lesen. Meine Schwester wurde unruhig; von einem Brief zum andern wurde sie blasser. Meine Mutter amüsierte sich so sehr, daß sie nichts davon merkte. Außerdem hatte sie auch genug mit dem Betrachten der Bilder zu tun, die mir die unbekannten Mädchen geschickt hatten. Dann aber war die Reihe an dem zierlichen rosa Kuvert, aus dem ich den zierlichen rosa Briefbogen hervorzog. »Ja, er ist gewagt, der Schritt!« begann ich. Da war es um die Fassung meiner Schwester geschehen. Sie stürzte auf mich zu:

»Du Schuft! Du Hund! Gib den Brief her!« und sie behandelte mich mit ihren Fäusten, und Tränen flossen vor Wut und Empörung. Sie richtete mich so zu, daß ich lachend kapitulierte. Mit dem Brief in der Hand rannte sie völlig durcheinander aus dem Zimmer.

»Was hat sie nur?« fragte meine Mutter erstaunt. Aber ich verriet nichts.

Wieder ein paar Jahre später verlobte sich meine Schwester — ohne Heiratsannonce. Sie lebte damals in einem Pensionat in Heidelberg, wo sie Sprachen und Literatur, natürlich aber auch Haushaltsführung lernte. Eine andere »höhere Tochter« wurde ihre Freundin, ein Mädchen aus Kehl, dessen Bruder gerade die Firma seines Vaters übernommen hatte. Als der junge Mann seine Schwester in Heidelberg besuchte und meine Schwester sah, war es Liebe auf den ersten Blick. Ich lernte ihn bald darauf kennen, denn meine Schwester hatte mich zu ihrem Vertrauten gemacht, und ich übernahm es auch, ihn bei unseren Eltern einzuführen.

Er wollte einen möglichst guten Eindruck machen, das sah ich ein. Aber er war sich seiner Sache nicht ganz sicher, auch das sah ich ein. Denn er stammte aus einem liberalen jüdischen Haus und dachte sich nichts dabei, nach dem Gottesdienst am Sabbath noch einige Zeit in seinem Büro zu arbeiten.

»Was soll ich nur machen?« fragte er mich, denn meine Schwester hatte ihm von dem strengen Geist in unserem Hause erzählt.

»Am besten wird es sein, wenn Sie das Tischgebet auswendig lernen«, riet ich ihm und nahm an, er werde damit mindestens drei Wochen zu tun haben. Nach drei Tagen sagte meine Schwester zu mir: »Er kann's!«

Also wurde er eingeladen. Er kam an einem Freitagnachmittag in meinem Elternhaus an. Wir gingen zu Tisch. Mein Vater scheute sich anfänglich, den Gast zu bitten, das Tischgebet zu sprechen, so gern er ihm diese Ehre wegen des Segensspruches für das gastgebende Haus erwiesen hätte. Mein Vater wollte ihn jedoch nicht in Verlegenheit bringen. Da ergriff ich die Initiative, denn ich wußte ja, wie gut er präpariert war, und bedeutete dies meinem Vater. Und so sprach unser Gast in Hebräisch mit schönstem badischem Tonfall das Tischgebet, in dem es heißt:

»Der Allbarmherzige, er segne den Herrn dieses Hauses und die Herrin dieses Hauses und seine ganze Familie und alle, die zu ihm gehören . . .«
Mit wachsendem Wohlwollen hörte ihn mein Vater das Tischgebet sprechen. Der junge Mann gefiel ihm.
»Und wie halten Sie es mit dem Sabbath?« fragte er ihn aber doch, um seine letzten Zweifel auszuräumen. »Nun ja«, kam die Antwort, »nach der Synagoge gehe ich wohl hie und da noch ins Büro, aber wenn es meine Schwiegereltern wünschen, dann tue ich es nicht mehr!«
»Dann ist ja alles gut!« sagte mein Vater, und das war das Zeichen für den jungen Mann, meine Schwester in den Arm zu schließen.
Damals hatten wir eine Dobermann-Hündin, die uns vor aller Unbill zu schützen trachtete. Als das brave Tier sah, wie der fremde Mann unserer Schwester nahekam, sprang es bedrohlich auf ihn los. Der Bräutigam aus Kehl fuhr erschrocken zurück:
»Erscht de Hund naus!« sagte er, »nachher tu ich kisse!«
Im Dorf sprach sich die Verlobung meiner Schwester rasch herum. Auch Lazarus Hecht erfuhr davon, und er machte sich allerlei Sorgen.
»Ich hett Bedenke«, sagte er treuherzig zu meiner Mutter. »Der wohnt da drunne in Kehl, un ihr wohnt hier obe. Wieso braucht'n junger Mann aus Kehl nach hier zu komme, um sich sei Braut zu hole. Das is nix! Da drunne gibt's aach Mädcher zum Heirate! Das is ja grad so, wie wenn ich nach Kehl fahre tät, um mei Fliegefänger zu verkaafe!«
Lazarus Hecht begnügte sich nicht damit, seine Sorgen vorzutragen. Er schritt auch zur Tat. Als das Kaiserche von Niedenstein wieder einmal bei uns im Dorf war, beauftragte er ihn, sich über den Bräutigam meiner Schwester und seine Familie zu erkundigen. Nach ein paar Monaten hatte er die Auskunft:

»Es sin brave Leut!« sagte das Kaiserche von Niedenstein. Darauf war Verlaß. Lazarus Hecht beruhigte sich.
»Des werd e gut Eh!« verkündete er von da an überall. Es wurde eine gute Ehe. In dunkler Zeit wurde sie ausgelöscht.

DIE KRIEGSRENTE

Bevor Lazarus zum zweitenmal Gelegenheit bekam, in Frankfurt zu übernachten, hatte es wieder einmal Krieg gegeben. Er hatte zwar nicht viel davon gesehen, zählte ihn aber trotzdem zu den wichtigsten Ereignissen seines Lebens.

Bei Kriegsausbruch 1914 war er für die Front bereits zu alt. Doch als man in den letzten Monaten jeden brauchen zu können glaubte, erinnerte man sich auch an Lazarus. Er kam zu den Schippsoldaten, zum Landsturm letzten Aufgebots. Ein paar Wochen lang wurde er auf einem Truppenübungsplatz bei Erfurt ausgebildet, dann gab es Waffenstillstand; der Krieg war zu Ende; Lazarus durfte in sein Dorf zurückreisen.

»Des war gefährlich, sag ich euch!« erzählte er, wenn er jemand gefunden hatte, der ihm zuhörte. »Do habe se so Dinger gehabt, do drückt mer druff, un du bist weg!« Maschinengewehre waren ihm unheimlich vorgekommen, und es war für ihn bestimmt ein Glück, daß sich auf dem Truppenübungsplatz nur ein paar Exemplare befanden, um die er unauffällig einen großen Bogen machen konnte. Zum Exerzieren bekam er einen Besenstiel in die Hand gedrückt, aber selbst der war ihm nicht geheuer. Er hielt ihn ängstlich weg, was seinem Unteroffizier natürlich bald auffiel.

»Mann, du kannst das Ding doch an die Schulter nehmen. Das schießt bestimmt nicht!« schnarrte er.

»Des verstehe Sie net«, antwortete ihm Lazarus. »Wenn Gott will, schießt auch 'n Besen!«

Nicht wenige Heimkehrer waren verwundet; Lazarus hörte, daß sie jetzt eine Rente erhalten würden. Das ging ihm lange im Kopf herum, und eines Tages kam er zu dem Schluß, daß jeder, der im Krieg gewesen sei, Anspruch auf

Rente habe. Schon träumte er davon, sein »Warenhaus« endgültig an den Nagel zu hängen. Hatte nicht auch er etwas für das Vaterland geleistet, zwar nur bei den Schippsoldaten und auf einem Truppenübungsplatz, zwar nur mit einem Besenstiel bewaffnet, aber immerhin: Kriegsteilnehmer durfte er sich wohl doch nennen, nicht wahr? Er erfuhr, daß die Verwundeten sich ihre Schäden beim Arzt bescheinigen ließen, bevor sie den Rentenantrag stellten. Also ging auch Lazarus zum Arzt:

»Könne Sie mir net was uffschreibe, um ne Rente ze kriege?« —

Der Arzt amüsierte sich.

»Aber Lazarus, du mußt irgendeine Verwundung gehabt haben, wenn du zu einer Rente kommen willst. Oder du mußt dir ein Leiden weggeholt haben. Aber du bist doch kerngesund!«

»Nein«, sagte Lazarus Hecht. »Ich bin net gesund. Ich war weit fort im Krieg, un ich will ne Rente habe!«

»Daß du nur im Krieg warst, genügt doch nicht, Lazarus. Wenn du davon Rheumatismus gekriegt hättest oder schwerhörig geworden wärst . . .«

»Ja, des is es, Herr Doktor«, sagte Lazarus. »Ich hör net mehr so gut wie früher!«

Der Arzt glaubte es ihm nicht ganz. Er forschte ein wenig nach, erkundigte sich auch, ob er seine Schwerhörigkeit vielleicht nach einem Granateinschlag zum erstenmal festgestellt habe, ob er gar verschüttet worden sei. Lazarus konnte nur von seinen Abenteuern auf dem Truppenübungsplatz berichten, wo er keine Kanone zu sehen bekommen hatte. Der Arzt konnte ihm deshalb nicht den Gefallen tun und ihm die Schwerhörigkeit attestieren. Aber er brachte es auch nicht über das Herz, Lazarus Hecht alle Hoffnungen auf eine Rente zu nehmen.

»Na, dann stell ruhig den Antrag; kann ja sein, daß du Glück hast«, meinte der Arzt.

Lazarus Hecht setzte sich noch am gleichen Abend hin, um dem Rat des Arztes zu folgen, und es dauerte nicht lange, daß er einen Brief erhielt, der ihn zur Untersuchung in die Stadt bestellte.
Dort erwartete ihn ein Ärztekollegium, das mit Simulanten Erfahrungen hatte. Lazarus Hecht kam überhaupt nicht zu Wort.
»Hecht, Lazarus?« fragte einer der Ärzte und schaute ihn eine Sekunde lang prüfend über den Brillenrand hinweg an, bevor er sich wieder in den Antrag versenkte, den Lazarus mit seiner großen holprigen Schrift gestellt hatte.
»Schwerhörig wollen Sie also sein? Wir werden ja sehen!« Er gab einen Wink, und hinter Lazarus Hechts Rücken knallte es aus einer Schreckschußpistole. Er fuhr zusammen. Die Ärzte brachen in schallendes Gelächter aus.
»Na, Hecht, wenn Sie schwerhörig sind, bin ich der Kaiser von China!« wieherte der Arzt mit der Brille und warf den Rentenantrag in den Papierkorb.
»Sie haben doch deutlich den Schuß gehört!«
»Nein, gehört habe ich nix«, beteuerte Lazarus zitternd, »ich bin nur furchtbar erschrocken!«

DIE SÜSSE MATHILDE

Mathilde war die Frau eines kleinen Händlers, der Herde, Steine und Zement verkaufte, eines stillen, braven, fleißigen Menschen, der auf dieser Welt durch nichts zu erschüttern war, nicht einmal durch seine Frau, die aus dem Bayerischen kam und immer etwas zu erzählen wußte.

»Da war ich einmal auf einem Studentenball in Würzburg, in meinen jungen Jahren, und was glaubt ihr, was mir da passiert ist?«

Mathilde kostete nach solchen Fragen die Neugier ihrer Zuhörerinnen weidlich aus.

»Da kam ein Mann direkt auf mich zu. Die anderen haben schon getanzt. Da stand er plötzlich vor mir, der feine Herr — und — und — und ich sah ihn an, und — und er sah mich an und — und da dreht er sich um und geht wieder fort und — und — ei, ich wußte partout nicht, was er von mir wollte!«

Mathildes Mann kannte diese Geschichte längst. Er hatte sie wohl hundertmal gehört. Die Episode mit dem feinen Herrn regte ihn absolut nicht auf. Nur aus Rücksicht auf die Frauen aus der Nachbarschaft drängte er aber Mathilde, nun doch zum Schluß zu kommen.

»Weiter Mathilde, weiter!« sagte er mit tiefer Stimme, wie immer, wenn sie steckengeblieben war.

»Ei, da kam der Mann schon wieder zurück — und — und — und was denkt ihr, was der zu mir gesagt hat? ›Meine Tame‹, hat er gesagt, und so eine leichte Verbeugung hat er dabei gemacht, ›möchten Sie mit mir tanzen?‹ Und ich habe ihn einmal scharf angeguckt und — und hab gesagt: ›Mein Herr‹, hab ich gesagt!«

Und damit war Mathildes Geschichte zu Ende. Sie hatte keine Pointe, nicht einmal einen richtigen Schluß. Mathilde überließ es ihrem Publikum, sich alles Weitere zu denken.

Ihr Mann ertrug dies erzählerische Temperament mit Geduld, und dafür hatte er um so mehr Grund, als er Mathildens Zunge zuweilen für geschäftliche Zwecke brauchte. Denn seine Frau war liebenswürdig, wenn sie etwas erreichen wollte, sie redete den Leuten nach dem Munde, sie zwitscherte zuckersüß und freundlich, und deshalb hieß sie die süße Mathilde. Und sie setzte immer durch, was es durchzusetzen galt.

Einmal mietete sie einen Leiterwagen mit zwei Pferden, engagierte den Bauern als Kutscher dazu und inszenierte für den eigenen und anderer Leute Nachwuchs einen Ausflug in den nahen Kurort. Mathildes Vorhaben sprach sich rasch herum, und obwohl sie zur Bestreitung ihrer Unkosten einen ansehnlichen Beitrag wünschte, waren die Plätze auf dem Leiterwagen rasch besetzt. Denn viele Eltern wollten ihren Kindern in den Schulferien die Möglichkeit verschaffen, im Badeort einmal das Leben der vornehmen, reichen Leute kennenzulernen, die sonst nur gelegentlich mit ihren Kutschen durch unser Dorf kamen. Durch die zahlreiche Beteiligung anderer Kinder kostete die süße Mathilde der Spaß für ihre Kleinen und für sich selbst keinen Pfennig.

Sie duldete es nicht, daß auf dem schmutzigen Leiterwagen die Festkleider getragen wurden, die sonst nur am Sabbath und an hohen Feiertagen aus dem Schrank kamen. Aber da sie andererseits mit der kleinen Schar im Badeort einen guten Eindruck machen wollte, hatte jedes Kind seine gute Kleidung mitzubringen. Außerdem auch Verpflegung für den ganzen Tag.

Etwa einen Kilometer vor dem Kurort ließ die süße Mathilde anhalten. Zu beiden Seiten der Straße war dichtes Unterholz. »Alles aussteigen«, kommandierte sie. »Die Mädchen links in die Büsche, die Buben rechts in die Büsche!«

Und so geschah es. Nach ein paar Minuten hatten sich

ihre Fahrgäste zu manierlichen, adrett gekleideten Kindern gemausert, und die süße Mathilde selbst hatte sich auch herausgeputzt. Beruhigt konnte sie die Fahrt fortsetzen. Hinein ging es in den Badeort. Die Leute auf den Straßen blieben stehen und drehten die Köpfe nach dem sonderbaren Gefährt um: vorn thronte neben dem Bauern die süße Mathilde auf dem Bock, dahinter saßen dicht bei dicht die Kinder. Mathilde lächelte alle Leute an, und sie lächelten natürlich zurück. Wegen des komischen Aufzugs. Aber Mathilde führte es darauf zurück, daß sie auch hier allseits bekannt sei. So rief sie denn jedem auf der Straße zu: »Wie geht es Ihnen? Bekommt Ihnen auch die Kur?« Mit dem Kurhaus war das eigentliche Ziel des Ausflugs erreicht. Die süße Mathilde marschierte mit der Kinderschar zum Konzert, applaudierte heftig nach jeder Musiknummer, sah darauf, daß auch die Kleinen taten, was sich geziemte, und störte sich an den neugierig-belustigten Blicken der übrigen Zuhörer überhaupt nicht. Nach ein paar Stunden war die Zeit zum Aufbruch gekommen. Der Proviant war inzwischen längst verzehrt. Einen Kilometer hinter dem Badeort verwandelten sich die Kinder nebst Mathilde wieder in Geschöpfe unseres Dorfes.

DIE VERLOBUNG

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen. Und gar erst die süße Mathilde!

»Im Krieg bin ich einmal im Tee-Zug gefahren«, berichtete sie ihren Nachbarinnen. »Da guck ich mich im Abteil um und — und — und was seh ich? Lauter Soltaten! Rechts von mir und links von mir und vor mir lauter Soltaten! Und wie ich ins Gebäcknetz gucke, ei, da seh ich auch die Gewehre und die Dornister! Ach, es war schrecklich!«

»Weiter, Mathilde, weiter!« sagte ihr Mann nur.

»Da steht der Schaffner schon vor mir und sagt: ›Meine Tame, hier ist nur für Militär!‹ sagt er und guckt mich scharf an. ›Erlauben Sie‹, sag ich, ›mein Herr, ich bin eine teutsche Mutter, ich hab auch einen Sohn im Krieg, und jetzt fahr ich zu ihm ins Lazarett, er ist verwuntet!‹ Und dabei hab ich die Soltaten angeguckt und — und — und die Soltaten haben mich angeguckt, und sie haben wohl gemerkt, daß ich das Leben kenne. Und da sagte der Schaffner: ›Nun, meine Tame, tann bleiben Sie sitzen!‹«

Ziel ihrer Reise war Dessau. Dort lag ihr Sohn, der Ferdinand, im Lazarett. Ihn wollte sie besuchen. Erstens hatte er die Ruhr, zweitens ein junges Mädchen kennengelernt. Von beidem hatte er in seinen Briefen nur wenig geschrieben. Also trieben mütterliche Sorge und weibliche Neugier die süße Mathilde auf die Reise. Sowohl bei der Ruhr als auch bei dem jungen Mädchen handelte es sich um vollendete Tatsachen. Daran war nichts mehr zu ändern. Und was das junge Mädchen betraf, so sah die süße Mathilde dazu auch keinen Grund. Denn diese Magda konnte sich sehen lassen, und das beruhigte die süße Mathilde, weil sich schließlich auch der Ferdinand sehen lassen konnte. Außerdem erfuhr sie, daß der Oberrabbiner von Dessau persönlich den Bund gestiftet hatte.

Ferdinand war bald wiederhergestellt. Er bekam Genesungsurlaub und brachte seine Braut ins Dorf mit. Und nicht nur sie. Magdas Mutter hatte es sich nicht nehmen lassen, das junge Paar zu begleiten. Mütterliche Sorge und weibliche Neugier trieben auch sie auf die Reise. Denn der Ferdinand hatte nur wenig von zu Hause erzählt. Aus gutem Grund. Seine Eltern waren für die Verhältnisse unseres Dorfes wohlhabend. Aber das Mädchen, das er zur Frau haben wollte, war reich. Und das für Dessauer Begriffe.

Da standen sie eines Tages auf unserem Bahnsteig, und Magda und ihre Mutter schnupperten zum erstenmal unsere gute Landluft, als die süße Mathilde sie beide wortreich an ihr Herz drückte und sie, weiterhin wortreich, nach Haus geleitete, zu dem Küppelhaus, so genannt, weil es an einem kleinen Abhang lag. Es war eine aufregende Stunde für die süße Mathilde. Das Dorf stand geradezu Spalier, und es kam auf seine Kosten: Das waren feine Damen, wie man sie selten sah, höchstens wenn sie in der Chaise auf dem Weg in die nahe Badestadt durch den Ort kamen. Magda ertrug die Neugier am Arm ihres Ferdinand gelassen. Ihrer Mutter aber war das Interesse, das ihr vor allem die Frauen des Dorfes entgegenbrachten, unangenehm; es machte sie nervös, es griff sie sichtbar an. Dies war kein Pflaster für sie.

Noch am gleichen Tag wurde die Verlobung gefeiert. Die süße Mathilde hatte aufgeboten, was in ihren Kräften stand, und nach ihrer Auffassung war es denn auch ein Fest großen Stils. Die Gratulanten fanden sich aus allen Häusern ein, und Magdas Mutter genoß mit gemischten Gefühlen die vielfältige Bewunderung.

Am späten Abend leuchtete die süße Mathilde ihr und Magda den Weg in das Zimmer unter dem Dach hinauf. Es war reinlich und behaglich. Da standen die beiden großen Bauernbetten mit spitzengehäkelten Prunkdecken

und mächtigen Paradekissen. Da stand — genau unter dem Fenster — der wuchtige Waschtisch mit zwei schweren blauweißen Steingutschalen und der schweren blauweißen Steingutkanne. Da lagen auch die frischen steifleinenen Handtücher bereit. Die Marmorplatte des Waschtisches aber zierte eine handgestickte Decke: »Froh erwache jeden Morgen.«

Im Haus der süßen Mathilde war es endlich ruhig geworden. Auch Magda und ihre Mutter schliefen. Aber nicht lange. Da meldete sich bei Magdas Mutter ein unabweisbares Bedürfnis. Guter Rat war teuer. Sie kannte sich in diesem Haus nicht aus. Sie hätte in der Dunkelheit den Weg über Treppen und Stiege auf den Hof hinaus niemals gefunden. Und sie wollte niemand im Schlaf stören.

Aber Magda hatte einen rettenden Einfall. Als sie vom Fenster aus die Lage prüfte, sah sie, daß der Küppel, an dem das Haus lag, fast bis an das Fenster reichte. Hier bot sich der Ausweg an. Leise, damit niemand im Hause wach und des Unternehmens gewahr werde, räumten Mutter und Tochter die beiden schweren blauweißen Steingutschalen und die schwere blauweiße Steingutkanne, die frischen steifleinenen Handtücher und schließlich die Zierdecke mit ihrem optimistischen Spruch beiseite, bevor sie den wuchtigen Waschtisch vom Fenster rückten. Ein hartes Stück Arbeit. Magda sprang dann ins Freie, erreichte, sogleich völlig durchnäßt, denn es regnete Bindfäden, auf dem Hof einen Stapel Holzdielen, für die der süßen Mathilde Mann zum Glück noch keinen Abnehmer gefunden hatte, schleppte eines der dicken Bretter heran und legte es in die Fensteröffnung.

Ihre Mutter hatte sich indessen auf den unumgänglichen Ausflug vorbereitet. Über das lange weiße Leinenhemd hatte sie den schwarzseidenen Staubmantel gezogen, mit dem sie bei ihrer Ankunft die Augen der Frauen auf sich gerichtet hatte, hatte sich auch mit dem Regenschirm

versehen und rutschte nun, nach aufmunterndem Zuspruch ihrer Tochter, die Holzdiele hinunter, dem rettenden Orte entgegen.
Magda kroch inzwischen über das Brett in das Zimmer zurück, um ihrer Mutter auch bei der Heimkehr zu assistieren, hieß sie, sich auf das untere Ende der Holzdiele zu hocken und gut daran festzuklammern, und zog sie mit letzter Kraft zu der Schlafstätte herauf, wobei ihr die Anwendung des Hebelgesetzes förderlich war.
Mutter und Tochter ließen es sich nicht nehmen, sogleich nach diesem Abenteuer, die Unordnung, die sie in dem Zimmer angerichtet hatten, zu beseitigen. Leise, damit auch jetzt niemand im Hause aus dem Schlummer gerissen werde, rückten sie den Waschtisch wieder an seinen Platz unter dem Fenster und beluden ihn mit den Gerätschaften für die Reinlichkeit. Magda konnte sich nun doch das Lachen nicht verkneifen, indes ihre Mutter fand, daß es darüber nun beileibe und wahrhaftig nichts zu lachen gebe.
Kaum war das alles geschafft, kaum lagen beide in ihren Betten, als sich bei Magdas Mutter untrügliche Anzeichen meldeten, die eine Wiederholung der Exkursion forderten. Sie ging nun schon bei weitem besser vonstatten als beim erstenmal, und beim fünften Mal war es für beide sozusagen eine Routineangelegenheit geworden.
Am anderen Morgen freilich bestellte sich Magdas Mutter eine Chaise und siedelte für den Rest ihres Aufenthalts in die benachbarte Badestadt über.

IM JÜDISCHEN CAFÉ

Zu Lazarus Hecht gehörte die Neugier wie das »Warenhaus« auf seinem Rücken. Immer wollte er wissen, wie es »annerswo in de Welt« zugehe. Er interessierte sich für alles, was außerhalb des Dorfes passierte, und da er sich keine Chancen ausrechnen durfte, »de Welt« selbst kennenzulernen, hielt er es mit denen, die von ihren Reisen heimkehrten, um sie stundenlang auszufragen. Dabei war es für ihn einerlei, ob jemand in Frankfurt gewesen war oder gar im Ausland. Lazarus Hecht war der Meinung, »draußе« sei alles ganz anders.

Nach einer Finnlandreise zeigte ich ihm einmal Bilder und erzählte ihm von dem fernen Land, von den vielen Seen, den Birkenwäldern und dem blühenden Holzhandel.

»Du sagst, da obe sin viel Seen, un se lebe vom Holz«, meinte Lazarus nachdenklich, und ich merkte, wie es in seinem Kopf arbeitete. »Ich versteh nur net, warum se bei uns dann Bäum schlage, wann se da viel billiger zu kriege sin! Un überhaupt, ich glaub net, was du sagst, daß sie alle vom Holz lebe. Ich garantier, daß wenigstens einer dabei ist, der Schuhmacher is.«

Wenn es nach Lazarus gegangen wäre, hätten sich unsere Holzhändler unverzüglich umstellen müssen. Er selbst kaufte ja auch dort ein, wo es am billigsten war.

»Wann da obe nur Seen un Wälder sin, habe se doch net viel Land, gell? Wo lasse se dann ihr Küh weide, un habe wenigstens de Gaase ze fresse?« fragte er weiter.

»In Finnland ist es ziemlich kalt«, klärte ich ihn auf. »Kühe und Ziegen würden sich da nicht wohlfühlen. Richtiges Vieh habe ich da überhaupt nicht gesehen. Die Leute halten Rentiere. Das sind gewissermaßen deren Kühe. Sie haben große Geweihe, wie bei uns die Hirsche, leisten Zugarbeit und lassen sich auch melken.«

Da strahlte Lazarus Hecht über das ganze Gesicht: »Ebe willste mich für dumm verkaafe. Nämlich du schwindelst! 'n Hirsch kann mer net melke. Des weiß ich!«

Auf dem Lande sind heutzutage Cafés keine Seltenheit mehr. Früher war es anders. Unser Dorf hatte aber schon damals ein Café. Es hieß das jüdische Café und war eine Idee der unternehmungslustigen Tochter des jüdischen Lehrers, die einen Bäcker geheiratet hatte. Es war natürlich kein elegantes Café; seine Einrichtung war einfach, aber es besaß immerhin ein Grammophon mit alten Platten. Am Wochenende gab es auch Eis. Junge und Alte, Juden und Christen trafen sich hier. Keineswegs waren das alles Gäste, die etwas zu sich nahmen. Sie trafen sich, um Neuigkeiten auszutauschen oder um Karten zu spielen; sonntags wurde sogar getanzt. Natürlich bestellte man sich auch Kaffee und Kuchen, aber im allgemeinen ging man zu den Mahlzeiten lieber nach Haus. So auch das arme Abrahamche. Er sagte dann: »Halt emol mei Karte. Ich will haamgehe, Kaffee trinke.« Lazarus Hecht besuchte das Café, um Zeitung zu lesen; nebenbei sperrte er natürlich beide Ohren auf, damit ihm nichts von den Unterhaltungen an den Nachbartischen entgehe. Verzehrt hat er meistens nichts. Wenn Lazarus für sich allein über einer Zeitung saß, merkte niemand, daß er die deutsche Sprache nur mühsam lesen konnte. Anders war es natürlich mit dem Hebräischen, das ihm sogar beim Übersetzen keine Schwierigkeiten machte. Er glaubte allerdings, daß er auch die deutsche Sprache spielend lesen könne, und um es zu beweisen, las er immer wieder die Inserate vor. Die anderen Gäste hatten freilich nur ihren Spaß daran. Das war ihm peinlich. Aber er merkte auch, daß es nicht böse gemeint war, und wenn ihm jemand eine Tasse Kaffee spendierte, war er schon ein paar Abende später von neuem bereit, den Vorleser zu spielen.

Wieder einmal hatte man ihm die neueste Zeitung in die

Hand gedrückt. Lazarus setzte sich in Positur, um einen guten Eindruck zu machen. Sein erster Blick fiel auf eine Anzeige des Norddeutschen Lloyd. Ein hübsches weißes Schiff war abgebildet. Es schwamm aber kieloben: Lazarus hatte nicht bemerkt, daß er die Zeitung verkehrt hielt. »Do seht ihr's, schon wieder e Schiff unnergegange!« Die anderen klärten ihn unter schallendem Gelächter auf.

»Dreh die Zeitung rum, Lohzerus, un lies emol, was do gedruckt steht: Ver-gnü-gungs-rei-sen zur See! Besu-chen Sie die nor-wegi-schen Fjorde!«

In den Zeitungen interessierten Lazarus auch die Preisangebote. Damals fielen die großen Anzeigen einer Firma aus Frankfurt in die Augen, die in vielen Gemeinden Filialen aufgemacht hatte; ihre Preise lagen wegen des starken Umsatzes meist etwas unter denen im Dorf. Lazarus verglich die Preisangebote und kommentierte sie.

Etwa so:

»Do schreibt de Fröhling« — so hieß die große Firma — »er hätt alles billig ze verkaafe. Es werd aber aach net so gut sein. Was schreibt er do? Sauerkraut 's Pfund siebe Pfennig? Beim Schmuhl« — das war der jüdische Lebensmittelhändler im Dorf — «kost's neun Pfennig. Ich kaaf keins beim Schmuhl un kaaf keins beim Fröhling. Ich hab mei Sauerkraut dahaam. Do weiß ich wenigstens, was drin is. Un wenn ich keins mehr hab, dann eß ich keins mehr. Zucker 's Pfund siebzehn Pfennig. Des is ja billiger wie beim Schmuhl, aber wer weiß, ob er so gut is! Appelsine — will ich gar net wisse, was se koste. So Zeug eßt man net. Wo man de Haut wegschmeiße muß, un se is bitter. Se wird inne genauso bitter sei wie auße. Un was hat er da noch? Schinke in Dose? Se solle ihn nur drin losse! Do gehört er aach hin!«

Und damit wandte sich Lazarus einer anderen Annonce zu. »Was les ich do? Jagd zu verpachte? Des is ebbes für'n Bär!« Bär war ein reicher Jude. Er lebte in einer

großen Stadt in der Nachbarschaft und tauchte von Zeit zu Zeit im Dorf auf. Er hatte bei uns eine Jagd gepachtet. So etwas war für die einfachen Juden auf dem Lande undenkbar. Man darf nicht schießen, man darf nicht töten, hieß es für sie. Der Mann aus der Stadt blieb ihnen unverständlich und fremd. Man ging ihm scheu aus dem Weg. Man nahm ihn auch nicht recht für voll. Darum Lazarus Hechts Kommentar:

»Do kann er noch mehr in de Wiese rumlaafe und sich nasse Fieß hole. Dem sei Rheumatismus möcht ich net habe. Was hat er schon davon! Er schießt, er schießt uff de arme Tier, wo ihm nix getan habe, un wenn er emol weiter schießt un de Kugel fliegt um de Eck erum un fliegt eim ins Aag, hat er nix zu tun wie mit'm Amtsrichter!«

DAS ABRAHAMCHE

Wenn sich Lazarus mit seinem Hausiererkasten auf den Weg machte, um in den Dörfern der Nachbarschaft Fliegenfänger und Brillen, schwarzen und weißen Zwirn, Nähnadeln und Druckknöpfe feilzubieten, verließ er das Dorf manchmal nicht allein. Ein paar Kilometer begleitete ihn donnerstags ein Mann, der schwerer zu schleppen hatte. Es war das Abrahamche. Eigentlich hieß er ja Abraham Wilk, aber Abrahamche paßte besser zu ihm, denn er war ein Männchen; an seinem Äußeren imponierte nur der Schnurrbart. Wenn er mit Lazarus auszog, hatte er seinen großen geflochteten Weidenkorb mit Fleisch und Knochen gefüllt. Er nannte sich Metzger, wie sich Lazarus Handelsmann nannte. So wenig Lazarus ein Warenhaus besaß, so wenig besaß das Abrahamche eine Metzgerei. Er schlachtete niemals selbst, sondern kaufte, was er brauchte, wenn der andere jüdische Metzger im Dorf geschlachtet hatte.

»Is net mehr schön uff de Welt«, sagte er zu Lazarus, wenn sie sich frühmorgens trafen.

»Aber schön Wetter is!« meinte Lazarus.

»Is trotzdem net mehr schön uff de Welt!«

»Was jammerste denn? Haste wieder kei Knoche gekriegt? Oder ist ebbes mit de Schimessen?«

Vom Abrahamche wollten die Leute meistens nur Knochen haben, denn sie kosteten fast nichts und ergaben zum Sabbath eine kräftige Suppe. Die Fleischstücke, die er mitschleppte, waren ihnen zu teuer. Mit Knochen konnte sie das Abrahamche oft nicht bedienen, wenn sein Lieferant ihm nicht genügend Knochen überließ, weil er an seine eigenen Kunden dachte. Abrahamche mußte lange laufen, bis er sein Fleisch verkauft hatte, denn er getraute sich nicht, einen Teil seiner Ware wieder nach Hause zu

bringen. Wegen seiner Frau. Wegen der Schimessen. Man nannte sie so nach ihrem Schwiegervater, der Simon hieß. Simon ist hebräisch Schimeon. Sie war ein rechter Hausdrachen, zankte und keifte mit dem Abrahamche herum und schalt ihn ständig einen Nichtstuer und Tagedieb, obwohl sein Leben alles andere als leicht war.

»Ach, de Weiber!« sagte das Abrahamche nur.

»Ja, de Weiber!« erwiderte Lazarus. Er wußte ja, warum er nicht geheiratet hatte, sondern Junggeselle geblieben war, und es genügte ihm durchaus, wenn er sich mit seiner Mutter in die Haare geriet.

»De Schimessen is arg!« klagte das Abrahamche.

Schon beim Gedanken an seine abendliche Rückkehr zu seiner besseren Hälfte wurden die tiefen Sorgenfalten in seinem Gesicht noch tiefer, wenn er traurig über das Land wanderte.

War er wieder daheim, erschöpft und müde, hätte er sich gern ein Pfeifchen angesteckt. Die Schimessen erlaubte es ihm aber meistens nicht. Er mußte deshalb heimlich zu Nachbarn schleichen, um bei ihnen sein Pfeifchen zu rauchen, oder er ging in das Café, das gegenüber lag.

Im Herbst trafen sich die Frauen in irgendeinem Haus und schnitten gemeinsam Sauerkraut ein. Ihre Männer kamen am Abend hinzu; eine fröhliche Runde. Bei den Gesprächen ging die Arbeit rasch von der Hand. Die Männer tranken Schnaps und rauchten oder langten nach den getrockneten Apfelschnitzeln, den Hutzeln. Solange die Frauen unter sich gewesen waren, hatten sie über ihre Männer geredet — und nicht immer das Beste. Die Männer hatten untereinander auch nicht nur Gutes über ihre Frauen zu berichten. Saßen sie an solchen Abenden alle beisammen, war es ganz anders.

»Mein Veilche, des muß ich sage, kocht am allerbeste«, meinte einer.

»Ihr Sauerkraut, des müßtet ihr emol probieren!«

Das Veilchen nahm es mit großer Befriedigung zur Kenntnis.
»Un ich frag mich alleweil, wie's Teichelche mit all de Arbeit fertig wird. Bei dem Haufe Kinner!« sagte ein anderer.
Jeder sang das Lied auf sein Eheglück. Nur das Abrahamche blieb stumm. Der Schimessen platzte schließlich der Kragen.
»Ei, Abrahamche, warum sagst du dann nix? Bin ich dir net immer e gut Fraa gewese?« zischte sie.
»Net so mächtig!« sagte das Abrahamche gedrückt.
An einem Wintertag, als er sich bei hohem Schnee mit seiner Last auf dem Rücken besonders quälen mußte, bekam er unterwegs Zahnschmerzen. Er mußte umkehren. Bekümmert trat er zu seiner Frau ins Haus und hielt sich die Backe: »Zahnschmerzen hab ich, daß ich die Wänd ruffkrabbele möcht!« stöhnte er zu seiner Rechtfertigung.
»Was, de Wänd ruffkrabbele?« fragte sie in der Meinung, das Abrahamche wolle sich an diesem kalten Tag nur ein Extravergnügen verschaffen. »Unne bleibste! Is Ostern erst frisch tapeziert worde!«
Einmal kam die Schimessen hinzu, als meine Mutter — wie alle Frauen auf dem Lande — Heidelbeerlikör ansetzte. Neugierig stand sie dabei, so neugierig, daß ihr meine Mutter das Rezept anbot. Sie wehrte ab: »Ich mach kaan!« sagte sie, »meiner will sonst davon trinke!«
Eine Zerstreuung ließ sich das Abrahamche bei alledem nicht nehmen. Dem Gesang gehörte seine ganze Liebe. Er war einer der ersten Tenöre des Singvereins. Kaum konnte er die Stunde erwarten, wenn er im Gottesdienst am Freitagabend und am Samstagmorgen singen durfte.
Wenn ihm der Lehrer Frühauf den Einsatz gab, war für Abrahamche der schönste Augenblick gekommen: Er durfte herausschreien, was seine Kehle hergab. Sein ganzes Eheleid schrie er heraus.

Im Laufe der Zeit trieb es die Schimessen immer schlimmer mit ihm. Eines Tages kochte sie sogar nicht mehr für das Abrahamche und ließ ihn hungern. Das ging denn doch zu weit. Meine Mutter konnte den kleinen Mann nicht länger leiden sehen. Sie erreichte, daß ein Arzt den Geisteszustand der Schimessen untersuchte. Was das Dorf längst vermutet hatte, wurde zur Gewißheit: Die Schimessen war verrückt und mußte in eine Heilanstalt gebracht werden.
Für das Abrahamche war es fast zu spät . . .

JETTCHEN AUF DER KOMMANDOBRÜCKE

Wenn in irgendein Haus Besuch aus der Stadt kam, wußten es alle im Dorf. Man schaute rasch einmal hinein, um die Gäste zu begrüßen und sich zu erkundigen, wie es ihnen in der letzten Zeit ergangen sei. Aber dabei fielen nicht nur Neuigkeiten ab. Wer zur rechten Zeit kam, erhielt auch eine gute Mahlzeit. Jemanden, der so herzliches Interesse für den anderen an den Tag legte, mit leerem Magen wieder fortzuschicken, das gab es nicht.

»Setz dich her un eß mit!« sagte man.

»Geht heut net, hab kei Zeit, muß weiter!« hieß es dann zunächst einmal, oder: »Hab doch grad erst was gegesse!« oder: »Ei, deshalb bin ich doch net hergekomme; ich will doch nur mit euch schwätze!« Niemand gestand ein, daß er vor allem wegen der Mahlzeit gekommen war, jeder wollte sich vorher ein wenig nötigen lassen.

»Mach kei Fisematente! Is doch genug do! Komm her un eß mit!« Und so geschah es dann.

Wer daheim den Brotkorb fast unter die Zimmerdecke hängen mußte, dem verhalf Besuch im Dorf dazu, den Leibriemen an diesem Tag nicht so eng zu schnallen. Waren gar Gäste gleichzeitig in mehreren Häusern anzutreffen, mußte genau überlegt werden, wo man am besten auf seine Kosten kommen könne. Vielköpfige Familien hatten es am leichtesten. Sie schwärmten in alle Richtungen aus. Das Jettchen hatte eine besondere Strategie entwickelt. Ihr Mann, der Wackelmeier, der eigentlich Goldschmidt hieß, aber mit seinen X-Beinen beim Gehen wackelte, ein kleiner jüdischer Viehhändler, eher nur Viehschmuser, verdiente so wenig, daß es für die große Familie niemals langte. Was blieb da dem Jettchen anderes übrig, als städtischen Besuch in anderer Leute Häusern auszunutzen.

Sogar die Hechts, die Nachbarn waren, hätten davon etwas lernen können.

Wackelmeiers Wohnung lag im ersten Stock eines alten Hauses. Zu ihr führte eine steinerne Außentreppe empor. Bevor man ins Haus kam, war eine große, aber primitive Terrasse, die Ausblick nach allen Seiten bot. Auf ihr lugte das Jettchen nach oben und unten und geradeaus, um zu sehen, was sich auf der Straße begab, ob etwa aus einem Backofen Rauch aufstieg. Deshalb nannte man diese Terrasse im Dorf spöttischerweise die »Kommandobrücke«. Ging man vorbei und sah Jettchen oben auf der kleinen Holzbank sitzen, so rief man ihr gutgelaunt zu: »Guten Morgen Jettchen, bist schon wieder auf deiner Kommandobrücke?« Von hieraus beobachtete sie auch, bei wem im Dorf Gäste eintrafen. Je mehr Besuch kam, um so lieber war es ihr, denn um so besser konnte sie ihre Familie auf die verschiedenen Häuser verteilen. Es glückte ihr sogar, meist allen zu einem kompletten Mittagessen zu verhelfen. Ihre Kinder waren gut instruiert. Wer irgendwo gerade zum Fleischgericht rechtzeitig kam, beeilte sich beim Essen und kehrte dann schleunigst zur Mutter zurück, die sofort einen weiteren Besuch dort veranlaßte, wo man beim Nachtisch saß. Wer zunächst zum Nachtisch pünktlich gekommen war, den schickte Jettchen nachher prompt in eine Wohnung, in der eben erst der Hauptgang auf den Tisch getragen wurde. Auch Jettchen kam auf diese Weise auf ihre Kosten.

Daß bei dieser Taktik alles wie am Schnürchen klappte, mutet unwahrscheinlich an. Doch das Jettchen hatte ausgekundschaftet, wo man schnell aß und wo langsam. Das hing nämlich mit dem Grad der Frömmigkeit in den einzelnen Häusern zusammen. Wo man es mit den Gebeten vor Tisch und während der Mahlzeit genau nahm — dort wurde langsam gegessen. Wo die Gebete im Chor gesprochen wurden, weil man Hunger hatte und deshalb die

Frömmigkeit ein wenig außer acht ließ, dort wurde rascher gegessen. Also wußte das Jettchen ganz genau, wo es bei wem wann und was gab.

Die Armut hatte beim Jettchen auch andere Eigenheiten ausgeprägt. Auf fast jedem Hof gab es einen Backofen, denn die Bauern backten ihr Brot ja noch selbst. Kaum sah das Jettchen irgendwo Rauch aufsteigen, da rührte sie auch schon geschwind einen Teig an; Hutzeln, eine ihrer Hauptzutaten, waren immer eingeweicht. Sie wußte ja, daß der Ofen für ihren Kuchen noch heiß genug war, wenn die Bauern ihre Brote herausgezogen hatten. Alle erlaubten es ihr, die Backofenhitze auszunutzen. Wenn ihr Kuchen aber nicht gut schmeckte, so lag es an den Zutaten. Nicht am Rezept.

In einer der reichsten jüdischen Familien, bei den Hahns, war die Tochter, die Emmi, aus dem Pensionat zurückgekehrt. Die Frauen und Mädchen aus dem Dorf kamen zu ihr, um zu erfahren, was sie dazugelernt habe, und zwar im Kochen und Backen, denn andere Fächer zählten für sie nicht. Emmi überraschte sie mit einem außerordentlich guten Kuchen, von dem alle probieren durften, und ließ sich dann überreden, das Rezept zu verraten. Auch Jettchen schrieb es sich auf und war fest entschlossen, nun ebenfalls diesen Kuchen zu backen.

Zum Wackelmeier sagte sie:

»Ich hab davon versucht! So gute Kuche hab ich mein Lebtag noch net gegesse!«

Und sie ging ans Werk.

»Man nehme zehn Eier — ich wett, mit ei'm geht's aach! Man nehme ein Pfund Zucker — was braucht man soviel Zucker dran, de Zucker kost ja schließlich Geld. Ich nehm e Vertel! Was, Zitronat und Orangeat? So Zeug hat man bei uns noch nie in de Kuche getan! Man nehme ein Pfund Butter — hunnert Gramm höchstens! Man nehme zwei Pfund Mehl — do nehm ich lieber fünf wie immer . . .«

So änderte sie zunächst einmal das Rezept mit seinen reichhaltigen, teuren Zutaten. Dann marschierte sie zu meiner Mutter.

»Lenche, ich brauch e Ei! Weißte ich will nämlich den gute Kuche backe, den ich bei de Emmi probiert hab! E Vertelche Butter un e Tass voll Zucker könntste mir eigentlich aach gleich gebe!«

Daß das Rezept auch von einer Cremefüllung des Kuchens sprach, tat Jettchen mit dem Wort »Fisematente« ab; sie setzte sich souverän über diese Anweisung hinweg. Der Wackelmeier und die Kinder saßen schon erwartungsvoll am Tisch, als sie den Kuchen abends anschnitt. Sie probierten ihn neugierig. Da zeigte es sich, daß es ein Kuchen geworden war, wie ihn Jettchen seit Jahr und Tag backte und der auch diesmal kaum anders als Brot schmeckte.

»Do möcht ich bloß emol wisse, was de reiche Leut an so'nem Kuche finde!« lautete Jettchens Kommentar. Fortan ließ sie sich nicht mehr auf Experimente ein und backte wieder nach ihren alten Rezepten.

Es war Brauch im Dorf, daß Besucher aus der Stadt von Haus zu Haus die Runde machten. Auch zu Jettchen kamen sie zum Guten-Tag-Sagen. Wenn sie ihnen zufällig keinen eigenen Kuchen anbieten konnte, rannte sie spornstreichs zu den Nachbarn, die den Besuch beherbergten und deshalb reichlich gebacken hatten.

»Gebt mer doch von dene Plätzche, damit ich eurem Besuch ebbes anzubiete hab!« sagte sie dann. »Un de Schüssel könnt ihr mir aach gleich gebe. Mei Kucheteller is mir grad heut morje kaputtgegange!«

Jettchen ließ sich durch nichts in Verlegenheit bringen. Sie meisterte jede Situation. Wenn sie merkte, daß die Besucher in ihren kahlen vier Wänden eine einigermaßen gemütliche Sitzgelegenheit vermißten, sagte sie bedauernd: »Wie dumm, daß mei Sessel noch beim Polsterer fort sin! Des is mir wirklich peinlich!«

Einige Zeit später war sie solcher Sorgen enthoben und brauchte sich keine Ausreden mehr einfallen zu lassen.
In ihrer Wohnung stand als Prunkstück und einziger Komfort ein Plüschsofa. Sie verdankte es ihrem Organisationstalent — und ihrem guten Herzen. Im Dorf war eine alte alleinstehende Frau gestorben; sie hinterließ nur wenig Mobiliar, aber ein Sofa war dabei, auf das Jettchen längst ein Auge geworfen hatte. Abends ließ sie es einfach von ihren Kindern abholen, stellte es in ihrer »guten Stubb« auf und war so stolz auf die »Erwerbung«, daß sie sogar andere Leute einlud:
»Kommt doch emol un guckt euch unser neu Sofa an!«
Die Erben der alten Frau forderten das Sofa von Jettchen niemals zurück. Sie hatten ihr nämlich etwas zu danken: Das Jettchen hatte die alte Frau in den letzten Jahren, soweit sie es konnte und ihre immer knapper werdende Zeit es zuließ, mit Sorgfalt gepflegt. Sie ging in die Häuser der »Reicheren«, bat darum, daß man eine gute Suppe — möglichst eine Hühnerbrühe — fertigmache, und dann brachte sie diese und andere Erleichterungen der Kranken. Ihre eigenen Mittel hätten es ihr nicht erlaubt, von ihren Beständen etwas Brauchbares hinzugeben.
Eines Tages kam ihr zu Ohren, daß sich meine Mutter ein neues Korsett bestellt habe, bei irgendeinem Vertreter, der aus der Stadt gekommen und schon wieder abgereist war. Sie rannte, so rasch sie ihre kleinen Beine trugen, zu uns ins Haus.
»Lenche, was hab ich gehört!« rief sie außer Atem. »Du hast dir 'n Korsett bestellt?«
Meine Mutter ahnte wohl schon, was nun noch kommen werde, und da sprudelte es auch schon aus dem Jettchen hervor:
»Du mußt sofort 'ne Karte hinschreibe, damit se's 'ne Nummer kleiner schicke. Du weißt doch, ich will in 'nem Monat de Gitta besuche, und da brauch ich des Korsett!«

Meine Mutter konnte nicht nein sagen.
Apropos Gitta. Jettchen hatte acht Kinder zur Welt gebracht. Nur ein schwarzes Schaf war darunter, die Gitta. Die meisten im Dorf wußten, wovon sie in Frankfurt lebte. Nur das Jettchen hat es niemals erfahren. Wenn jemand fragte: »Was treibt denn de Gitta ebe? Wo steckt se denn?« antwortete sie treuherzig:
»Se is in Frankfurt. Se lebt von de Herrn!«
Sie glaubte vielleicht, daß sie deren Wäsche wasche.

SIE HAT'S MIT DE NERFFE

Leicht war das Leben für Jettchen nicht. Immer war sie im Dorf unterwegs, weil sie keine Gelegenheit verpassen durfte, irgend etwas für ihre Familie herbeizuschaffen. Sie gönnte sich keine ruhige Minute. Das Leben von der Hand in den Mund setzte ihr zu und zermürbte sie im Laufe der Zeit. Manchmal, kam die Verzweiflung über sie, brach sie in Wut aus — und feuerte dann kurzerhand Teller zu Boden. Den Tellern schadete das nichts, denn es waren emaillierte Blechteller. Außerdem stieß sie grelle Schreie aus, so daß die Frauen aus allen Nachbarhäusern schnell herauskamen, um zu sehen, was geschehen war.
»'s Jettche hat's mit de Nerffe!« hieß es dann im Dorf.
»So geht es nicht mehr weiter!« sagte meine Mutter, die Vorsitzende des jüdischen Frauenvereins war, »wir müssen mit ihr zum Nervenarzt fahren!«
Dies ungewöhnliche Vorhaben sprach sich rasch herum. Der Langebauer, der reichste unter den christlichen Bauern, sagte dazu nur:
»Nausgeschmisse Geld! Ich weiß, wie man des Jettche heile könnt. Aber euch Jude, mit eure strenge Vorschrifte, kann mer ja net helfe. Wenn des Jettche jeden Morje und jeden Abend e geheerig Portion Schinke un Lewwerwurscht verdricke tät, da hät se kei Nerffe mehr!«
Auch Lazarus Hecht war übrigens gegen einen Besuch beim Nervenarzt.
»Geh net zum Nerffedokter, Jettche«, sagte er, »dir geht's sonst wie meiner Schwester, un du legst dich hin!«
Er dachte dabei an die epileptischen Anfälle seiner Schwester. Jettchen aber konnte sich für den Vorschlag meiner Mutter begeistern. Es machte sie stolz, plötzlich im Mittelpunkt des Dorfinteresses zu stehen. Aufgeregt lief sie herum und erzählte allen, was man mit ihr vorhabe.

»Vielleicht schickt dich der Doktor wohin!« meinte die Frau eines christlichen Lehrers; sie war viel zu rücksichtsvoll, um zu sagen: »In das Irrenhaus.«
Jettchen glaubte, die Lehrersfrau spreche von einer Reise in ein Bad:
»Ganz bestimmt net, denn ich bad ja heut abend beim Lenche! Was soll ich dann noch in 'nem Bad!«
Mit meiner Mutter hatte sie viel zu besprechen. Da ging es zunächst einmal um die Kleidung. Es war für sie selbstverständlich, daß sie von meiner Mutter Hut, Schuhe, Kleid, Mantel und den von ihr so sehr bewunderten »Dafftunnerrock« bekam, natürlich auch das Korsett. Alles war ihr mehrere Nummern zu groß. Als sie ihre Reisegarderobe gesichert wußte, fragte sie meine Mutter aber doch etwas besorgt:
»Lenche, un was ziehst du denn an, wann wir fahre?«
Es war für sie ebenso selbstverständlich, daß meine Mutter die Fahrkarten bezahlte und auch für koscheren Reiseproviant sorgte. Meine Mutter wollte eigentlich nichts mitnehmen, weil die Reise nur eine Stunde dauerte, aber sie ließ sich überreden.
Am Morgen der Abfahrt waren viele teilnahmsvolle und neugierige Juden- und Christenfrauen am Bahnhof. Für Jettchen war es der größte Tag ihres Lebens. Kaum hatte der Zug unser Dorf hinter sich gelassen, als sich bei Jettchen schon der Magen meldete, und von da an aß sie ununterbrochen, bis die Stadt erreicht war.
Nachdem meine Mutter mit ihr beim Nervenarzt gewesen war, nahm sie Jettchen auch zu einem Besuch bei ihrer Nichte mit. Jettchen mußte ihrer Enttäuschung Luft machen:
»De Doktor kann nix! Stelle Se sich vor, man kommt von so weit zu ihm gefahre, un er schreibt noch net emol ebbes uff. Trotzdem sind's feine Leut. Man kann nur zu ihne nei komme, wenn man an de Tür geschellt hat!«

Nach dem Essen fragte die Hausfrau das Jettchen fürsorglich:
»Frau Goldschmidt, wollen Sie sich nicht lieber ein wenig hinlegen?«
»Nei, nei!« rief da das Jettchen mit vor Angst aufgerissenen Augen. »Des tu ich net! Des macht dem Lazarus sei Schwester!«
Zurück ins Dorf. Während das Jettchen fort war, begegnete das Abrahamche ihrem Mann, dem Wackelmeier. Er war, wie gesagt, Viehschmuser. Viehhändler, die bei den Bauern etwas kaufen wollten, schickten ihn vorher auf die Höfe, damit er ihnen beibringe, daß mit der Kuh nicht gerade viel los sei, daß das Kalb bestenfalls den halben Preis wert sei, daß der Gaul eigentlich nur noch das Gnadenbrot verdiene. Einen Tag später kam dann der Viehhändler selbst zum Bauern und machte dank Wackelmeiers Vorarbeit rasch sein Geschäft. Wackelmeier ging dann auch nicht leer aus. Häufig brauchten ihn aber auch die Bauern, wenn sie untereinander oder mit den Viehhändlern Geschäfte abzuwickeln hatten. Der Wackelmeier war eine Art Taxator, Viehexperte und Vertrauensmann. Bei Schweinen und Ferkeln blieb er, der fromme Jude, in gebührendem Abstand vom Stall stehen, schaute vorsichtig hinein und gab dann sein Urteil ab, das beim Preis eine Rolle spielte. Damit war seine Tätigkeit auch schon beendet und er machte, daß er fortkam.
Diesen Mann also traf das Abrahamche.
»Is es denn so arg schlimm mit'm Jettche?« fragte er ihn.
»Du kannst mer's glaabe, mei Fraa gefällt mer net!«
»Ach, weißte«, meinte darauf das Abrahamche, »mei Schimessen gefällt mir schon lange net mehr!«

PFERDEMARKT

Wenn in der Kreisstadt Markttag war, kamen die jüdischen Pferdehändler aus dem Hinterland schon frühmorgens gegen sechs Uhr in unserem Dorf an. Sie hatten einen Weg von oft über zwei Stunden hinter sich. Bis auf unserem Bahnhof der Zug in die Marktstadt abging, hatten sie etwa eine Stunde Zeit. Manche von ihnen klopften jedesmal bei uns an und fragten, ob sie bei uns beten dürften. Jeder Jude muß am Morgen, bevor er etwas ißt, ein langes Gebet verrichten. Mein Vater erlaubte es ihnen; er freute sich über ihre guten Grundsätze. Er überhörte auch nicht, daß ihre Frage, ob sie beten dürften, zugleich den Hinweis enthielt, daß sie noch nichts gegessen hatten. In dem Dorf, in dem sie wohnten, war keine Bahnstation. Wenn sie also Pferde in unserem Dorf — der nächsten Bahnstation — etwa um sieben Uhr morgens verladen wollten, mußten sie sich bereits um drei Uhr nachts auf den Weg machen. Das bedeutete, daß sie, da Pferde nur sehr langsam fressen, um Mitternacht mit der Fütterung beginnen mußten. Diese letzte Fütterung war sehr wichtig. Man gab den Pferden große Mengen Hafer, der für Pferde ein Stimulans ist. Die Pferde waren dann am anderen Tag sehr munter und galoppierfreudig.

»Lenchen, koch ein paar Eier und bring genug Brot, Butter und Gelee auf den Tisch!« sagte mein Vater zu meiner Mutter, während sich die Pferdehändler mit dem Beten beeilten. »Wir haben heute morgen Gäste!«

»Schon wieder die Pferdehändler!« sagte meine Mutter nur. »Warum du denen nur immer gleich Frühstück geben willst, wenn sie mal beten wollen. Und dann auch noch Eier dazu!« Böse Zungen behaupteten nämlich, daß diese Leute sonst durchaus nicht so fromm wären und am Markttag nur bei uns beteten, um ein Frühstück zu bekommen.

Das hatte sich seit langem so eingebürgert. »Ein gutes Zeichen, Lenchen, wenn sie beten wollen«, meinte mein Vater, »vielleicht bereuen sie jetzt!« Er wußte, daß Pferdehändler meist etwas zu bereuen hatten.

Am Markttag tauchten aber auch Zigeuner auf. Das war eine ganz besondere Sorte von Pferdehändlern. Wenn sie an ihrer ersten Lüge erstickt wären, hätten sie schon in jungen Jahren zu Grabe getragen werden müssen. Bei den Bauern hießen sie nur »Roßtäuscher«. Sie machten ihrem Namen alle Ehre, wenn sie mit großem Hallo ihre Pferde vorführten, die sie irgendwo aufgetrieben hatten. Immer wieder fanden sie Dumme. Davon mußten sie ja schließlich leben. Sie konnten es sich auch leisten, die Bauern übers Ohr zu hauen; bevor man hinter ihre Schliche kam, waren sie längst über alle Berge.

Noch daheim hatten es sich die Bauern geschworen, diesmal auf der Hut zu sein und sich nicht hinters Licht führen zu lassen. Aber was nützte dieser gute Vorsatz noch, wenn sie auf dem Markt angekommen waren und die Pferde sahen: rund, prall und glänzend standen sie da, kräftig und voller Temperament. Wem lachte da nicht das Herz im Leibe? Hatte man überhaupt schon schönere Pferde gesehen? Der erste Eindruck war entscheidend. Das wußten die mit allen Wassern gewaschenen Roßtäuscher genau, die obendrein die Pferde auch noch mit Blumen herausgeputzt hatten und nun herausfordernd mit ihren bunten Peitschen knallten. Kein Wunder, wenn das Fell glänzte — sie hatten ja vorher mit gesalzenem Heu gefüttert und den Pferden dann eimerweise Wasser gegeben. Daß sie auch die Zähne abgefeilt hatten, damit niemand merke, wie alt der Klepper in Wirklichkeit war, hatten die Bauern von einem Markttag bis zum anderen immer wieder vergessen. War nach langem Feilschen und Handeln der Kauf perfekt, suchten die Roßtäuscher das Weite. Und daran taten sie gut. Das wollten sie sich doch nicht

zumuten: die Wut der Bauern zu erleben, wenn sich unter ihren Augen der drahtige Hengst in einen zahmen Ackergaul verwandelte, an dem man die Rippen zählen konnte und der noch mancherlei Fehler aufzuweisen hatte, die die Beredsamkeit der Roßtäuscher verschleiert hatte.
»Der hot mich wieder emol reingelegt!« grollte der Bauer dann in sich hinein. Hätte er doch auf die Neunmalklugen gehört, deren es am Markttag viele gab. Oder hätte er bei den jüdischen Pferdehändlern gekauft, die freilich auch ihre Rösser ins beste Licht zu setzen suchten, aber im Grunde recht ehrbare Handelsleute waren. Was half es? Immer wieder reizte das Schauspiel, das die Roßtäuscher mit wildem Gestikulieren aufführten, reizte auch der Gedanke, man könne seinerseits einmal den Zigeunern ein Schnippchen schlagen.
Solch ein Pferdemarkt lockte viele Zuschauer an, die den Handel mit guten Ratschlägen begleiteten. Spannend war es immer. Wenn aber gar zwei Roßtäuscher miteinander ins Geschäft kommen wollten, da ging es erst heiß her, und wenn einer so neugierig war wie der Lazarus Hecht, kam er bestimmt auf seine Kosten.
Einmal saß er an einem Tisch vor dem Wirtshaus am Markt und trank eine Tasse schwarzen Kaffee. An dem Nebentisch hatte ein Roßtäuscher Platz genommen und wartete der Dinge, die nicht lange auf sich warten ließen. Pferdegetrappel, Peitschenknall. Um die Ecke bog ein Kollege mit einem Gaul. Und was nun geschah, ließ Lazarus Hecht beide Ohren aufsperren.
Sein Nachbar stand vom Tisch auf.
»Zu verkaafe?« fragte er den anderen.
»Ja, deshalb bin ich komme.«
»So'n Pferd such ich grad. Hab schon jemand dafür! Mach mir'n gute Preis, und wir werde rasch einig!«
»Nur net so eilig! Guck erst emol, wie's galoppiert!«
Geschrei, Peitschenknall, Staubwolken.

»Was willste habe für den alte Kerl do?«
»Was willste gebe? Feilsche tuste ja sowieso!«
»Denk net dran. Mach mir'n anständige Preis. Wir sin ja doch Fachleut un Kollege, net wahr? Komm, wir setze uns erst emol un trinke ebbes!«
Drei Worte über das Wetter, drei Worte über das Neueste vom Tage und dann sind die beiden wieder beim Preis.
»Achthundert Mark. Net mehr un net weniger!«
»Daß ich net lach! Hunnert Mark!«
»Du bist ja net klar im Kopp! Hunnert Mark für den Hengst! Für so'n Prachtgaul!«
»Ich will net lebendig uff'n Friedhof getrage werde, wann ich dir aach nur einen Pfennig mehr geb!«
»Alsdann net!«
Er steht auf, nimmt sein Pferd und setzt sich in Bewegung.
»Ei, laaf doch net gleich fort! Ich hab mir des Tierche ja noch net emol richtig angeguckt!«
Der andere läßt sich darauf ein. Der Handel geht weiter.
»Betracht dir nur mal de Zähn! Von wege alte Kerl! Blutjung is er. Gerad von de Mutter weg!«
»Der un grad von de Mutter weg? 'n Urgroßvater is er!«
»Man könnt ja fast meine, du tätest nix von Gäul verstehe!«
»Ich un nix von Gäul verstehe? Ich hab schon mit Gäul gehannelt, do hast du noch in de Hos gemacht!«
Die Temperatur steigt allmählich. Man beleidigt sich, man versöhnt sich wieder, man brüllt sich an, manchmal sagt man sich aber auch etwas leise ins Ohr, damit die inzwischen angerückten Neugierigen nicht alles verstehen können. So geht der Kampf hin und her. Fast zwei Stunden lang.
»An dem Gaul sin schon de Bein ihr achthunnert Mark wert. De Rest vom Gaul ist glatt geschenkt!«
»So was nennste Bein? De dürre Bohnestange do! Is doch 'n Witz! Des Verreckerle fällt ja fast vom Angucke um!«

»Des möcht ich erlebe!«
Wieder flüstern sich die beiden gegenseitig ins Ohr. Diesmal länger als sonst. Und dann holt plötzlich der eine zwei Hundertmarkscheine aus der Tasche und gibt sie dem anderen; was keiner erwartet hätte, ist eingetreten. Die beiden sind sich einig geworden.
Der Käufer wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er zieht sich an einen Tisch im Hintergrund zurück, um sich von der Strapaze zu erholen. Die Zuschauer zerstreuen sich. Nur Lazarus Hecht sitzt nach wie vor an seinem Platz. Jetzt hält er es nicht mehr länger aus, steht auf und geht zu dem Verkäufer, der gerade sein Geld verwahrt hat.
»Ihr Kolleg do is aber viel tüchtiger wie Sie. Vor dem hab ich allen Respekt. Achthunnert habe Se habe wolle und zweihunnert habe Se gekriegt. E gut Geschäft, muß ich sage!«
»Se irre sich, mei Lieber! Der do versteht von Gäul so gut wie nix. Der hat ja net emol gemerkt, daß de Gaul auf einem Bein lahmt!«
»Ei ja, dann!«
Lazarus Hecht setzt sich wieder an seinen Tisch und läßt sich die Geschichte gut durch den Kopf gehen. Da rührt sich in ihm die Neugier. Er steht abermals auf und begibt sich nun zu dem Käufer.
»Zweihunnert Mark sin kei Pappenstiel! Nämlich de Gaul lahmt! Un des habe Se net emol gemerkt. Der hat Ihne den Gaul so schön präsentiert, daß Se vergesse habe dürfte, uff de Galopp zu achte!«
Seelenruhig erwidert ihm der Käufer:
»Mei Lieber, darfst net glaabe, daß ich so dumm bin! Ich hab ja Aage im Kopp! Natürlich hab ich gesehe, daß de Gaul lahmt, aber des macht nix. Er lahmt ja bloß, weil er e falsch Eise hat. Ich laß den Gaul richtig beschlage un dann is er sei achthunnert Mark gut un gern wert!«

»Also des sin Leut!« murmelt Lazarus Hecht beeindruckt von so großer Schläue vor sich hin und geht wieder zum Verkäufer.

»Höre Se emol, de annere hat gemerkt, daß de Gaul bloß falsch beschlage worde is. Er sagt, er will's richtig mache lasse, und dann lahmt de Gaul net mehr, un dann wird er e ganz schön Stück Geld mache!«

Der Verkäufer grinst über beide Ohren.

»Do irrt der sich aber ganz gewaltig. Den Gaul hab ich absichtlich falsch beschlage lasse, damit er glaabt, daß en annere Hufbeschlag den Schade repariere kann. Do kann er mache, was er will: der Gaul bleibt lahm!«

Und damit steht er auf und geht seines Weges.

Lazarus Hecht ist nun völlig verwirrt:

»Ei, was es net all gibt uff de Welt!«

Und noch einmal besucht er den Käufer an seinem Tisch.

»Armer Mann! Reingelegt hat der Sie! Der hat dem Gaul absichtlich e falsch Eise gegebe. Nämlich Se sollte meine, daß er deswege lahmt. Aber er lahmt von Natur aus! Des ist Ihne aber teuer zu stehe komme, de falsche Hufbeschlag!«

»Was regste dich so uff, Lieber. Mich un anschmiere! Da hätt der sich früher uff de Lappe mache müsse!« Am Jackenknopf zog er Lazarus zu sich heran und flüsterte ihm ins Ohr.

»An dem Geld wird der kei Freud habe! Es war aach falsch!«

Da konnte der Lazarus nur noch den Kopf schütteln.

DER RECHTSPRECHENDE BÜRGERMEISTER

Nach dem ersten Weltkrieg gab es viele Reformen, die sich auch in den Dörfern auswirkten. Die Bürgermeister erhielten jetzt gewissermaßen Polizeigewalt. Sie mußten ihren kleinen Sündern auf die Finger schauen und dafür sorgen, daß sich Justitia ihrer annahm. Da gab es Gemeindeoberhäupter, die beide Augen zudrückten, wenn jemand vom Gesetzespfad abgekommen war; sie hielten nicht viel von ihrer neuen Vollmacht, die ihnen nur Mehrarbeit brachte. Da gab es allerdings auch Bürgermeister, die es mit ihrer Pflicht übergenau nahmen und Ehrgeiz entwickelten. Was Recht ist, muß Recht bleiben, lautete ihr Grundsatz, und sie ließen niemand ungeschoren, auch wenn es sich nur um Bagatellen handelte. Zu dieser Sorte gehörte unser Bürgermeister, dem das Amtsgericht in jeder Woche ein Bündel Strafanzeigen verdankte.

»Auf ein Wort, Herr Bürgermeister«, sagte der Amtsgerichtsrat bei nächstbester Gelegenheit, »übertreiben Sie nicht ein wenig? Es ist doch wirklich nicht so schlimm, wenn eine Kuh mal auf eine fremde Weide geht. Man muß deshalb doch nicht gleich zum Kadi marschieren. Solche Lappalien werden doch viel zu teuer, wenn wir deshalb erst einen Termin ansetzen müssen, wenn wir Zeugen laden und verhören. Das alles steht ja in keinem Verhältnis zur Untat selbst!« »Aber Herr Rat!« ereiferte sich der Bürgermeister, »ich kann's doch net durchgehe lasse, wenn de Hechts ihre Gaase an fremde Hecke gefresse habe oder wann beim Bäcker wieder von de Napoleonsbirne geklaut worde sin. Ich hab de Brüder ja selbst gesehe, wie se an dem grüne Zeug rumgekaut habe. Un soll man do nix mache, wann de Hack zu mir kommt un sagt, do hätte wieder fremde Hinkel in seinem Gemüs rumgemacht, un

wann se dem Döbbler nachts de Grenzstaa verrückt habe?«

»Ja, Grenzstreitigkeiten!« sagte der Amtsgerichtsrat, er war selbst Bauernsohn und kannte das Leben auf dem Lande und seine Menschen. »Das ist natürlich etwas anderes. Aber nehmen Sie es nicht sonst zu genau, Herr Bürgermeister? Mit dem Kleinkram, meine ich. Wir kriegen ja Ihretwegen so viele Akten, daß das Amtsgericht bald zu klein ist, wenn's so weitergeht!«

»So, meine Se?« fragte der Bürgermeister; er schnappte hörbar ein. »Wenn's so is ... Ja, wann's Ihne net recht is ... Un ich dacht, die do obe habe extra des Gesetz gemacht ...« Von nun an liefen aus unserem Dorf keine Strafanzeigen mehr ein.

Waren die kleinen Sünder alle brav geworden? Der Amtsgerichtsrat wurde rasch stutzig.

»Was ist denn los bei Ihnen, Herr Bürgermeister?« fragte er, als sie sich bald darauf im Landratsamt trafen. »Bekomme ich von Ihnen überhaupt keine Arbeit mehr? Sind Sie mir etwa böse? Ich wollte Ihnen wegen der Strafanzeigen gewiß keine Vorschriften machen. Ich meinte es doch gut mit uns beiden!«

»Erst war ich bös!« sagte der Bürgermeister, »aber jetzt net mehr! Herr Rat, jetzt straf ich selbst bei so kleine Delikte, wisse Se!«

Der Amtsgerichtsrat amüsierte sich.

»Ja, ist denn das so einfach? Ich habe viele Jahre studieren müssen, bevor ich erkennen konnte, ob jemand schuldig ist oder nicht, und bevor ich gelernt hatte, wie ich nach den Gesetzen verfahren darf.«

Den Bürgermeister beeindruckte das nicht sehr.

»Ich bin zu mei'm Schwiegersohn gegange, dem Lehrer, der de Schränk voll Bücher hat, un hab gesagt: gib mer emol des Buch, aus dem de Amtsrichter lerne. Er hat's net gehabt, aber ich hab's von seinem Freund gekriegt. Un

wenn nun ebbes bei mir im Dorf vorkommt, setz ich mich abends mit meine Fraa hin un studier de Paragraphe. Wann ich den richtige gefunne hab, straf ich de Leut selbst. Es hat noch keiner Revision eingelegt, oder wie des heißt!«

»Aber Herr Bürgermeister! Was machen Sie nur! Das ist doch unmöglich!«

»Ei, wieso unmöglich? Ich hab noch immer gefunne, ob und wie ich die Leut bestrafe muß. Mei letzte Fall war so, daß ich drei Monat Gefängnis verhänge mußt. De Kerl sitzt seit vierzehn Tag im Spritzehaus, Herr Rat!«

»Was, auch Freiheitsstrafen? Um Himmels willen! Das dürfen Sie doch nicht! Sie sind doch kein Richter, und außerdem ist das Spritzenhaus kein Gefängnis! Wie ist denn das überhaupt zugegangen?«

»Ei, alles mit rechte Dinge! Es war Kirmes. Do habe sich zwaa gestritte, un de eine hat dem annere mit 'nem leere Bierglas uff de Kopp gehaue. Passiert is ja net viel. Aber de annere hat vor Schreck — also wie soll ich Ihne nur sage — vor Schreck hat er — es is net fein — er hat in de Hos gemacht, Herr Rat. Und do is er zu mir komme, un ich hab den Tatbestand uffgeschriebe. Abends hab ich dann mit meiner Fraa in dem Buch studiert, wo der Paragraph für solche Sache is. Mei Fraa hat's gefunne, un ich hab ihn zu drei Monat Gefängnis verurteilt, nach dem Paragraph 218 wisse Se, Herr Rat, den dürfte Se doch kenne, wege vorzeitiger gewaltsamer Abtreibung der natürlichen Leibesfrucht!«

So ging es also, wenn ein braver ehrenamtlicher Bürgermeister, der eine Landwirtschaft betrieb, ein Gesetzbuch studierte. Er kannte die Menschen im Dorf wie sein Vater, von dem er das Amt übernommen hatte. Jeden Abend machte er die Runde, unterhielt sich mit diesem und jenem — und das war seine Sprechstunde. Er wußte mit seinen Schäfchen umzugehen und war allenthalben beliebt. Immer hatte er das Wohl des Dorfes im Auge, und das

erwartete er sogar von den Wahlrednern. Kamen sie zu uns, empfing er sie gleich: »Wir sin kei reich Dorf hier! Wenn Se nix Gut's zu biete habe, brauche Se gar net erst zu rede!« Wollten sie dann mit ihren Versprechungen allzu hoch hinaus, gehörte er zu den eifrigsten Zwischenrufern: »Sachlich, sachlich! Wir glaabe nix!«

DER ZENTRIFUGENPROZESS

Mit dem Amtsgerichtsrat bekam es auch Lazarus Hecht eines Tages zu tun. Es war eine dumme Geschichte, die er sich da eingebrockt hatte. Wäre er bei seinen Fliegenfängern und Brillen, seinen Nähnadeln und Bleistiften geblieben, hätte sie ihm nicht passieren können. Aber diesmal ging es um eine Zentrifuge.

Bei einem Besuch im Nachbardorf bot ihm ein Bauer seine Zentrifuge, die einzige in der Gegend, zum Weiterverkauf an. Lazarus Hecht ließ sich darauf ein. Noch niemals hatte er eine Zentrifuge gesehen, wohl aber schon Wunderdinge von ihr gehört. Sie imponierte ihm so sehr, daß er nur mit halbem Ohr zuhörte, als sie ihm erklärt wurde. Da er viele Bauern in der Gegend kannte, fand er rasch einen, der Interesse zeigte, obwohl auch er nicht genau wußte, wie solch eine Zentrifuge eigentlich beschaffen war und arbeitete.

»Du wirst dei blau Wunner erlebe mit dem Ding«, sagte Lazarus. »So 'ne Zentrifuge macht aus einfacher Milch de schiere Rahm!«

»De schiere Rahm?«

»So wahr ich leb un Lazarus Hecht heiß! Do wirste staune! Wozu hätt man denn sonst die Zentrifuge erfunne? Des Rahmabschöppe, mei Lieber, is jetzt vorbei! Des war emol!«

Der Bauer wollte mit der Zeit gehen. Lazarus wurde mit ihm handelseinig und zog mit ein paar Mark Profit und gestärktem Selbstbewußtsein davon. Das Geschäft hatte ihm bewiesen, daß er auch zu Höherem fähig war, daß er sogar mit einem Schlag soviel verdienen konnte, wie beim Hausieren sonst nur in einer Woche.

Der Bauer ließ die Zentrifuge laufen und setzte sich gespannt davor. Sie hatte zwei Hähne. Für seine Begriffe

hätte ein Hahn für den Rahm genügt. Aber es waren nun einmal zwei. Vielleicht kam gleich aus beiden Rahm? Wer konnte das wissen, bei diesen neumodischen Maschinen! Eine Zentrifuge kann indessen nicht zaubern. Aus dem einen Hahn tropfte ein wenig Rahm, aus dem anderen sprudelte die Magermilch, soviel der Bauer auch daran drehte.

»Na wart, der kommt wieder!« sagte er grimmig, »un dann kann er sei blau Wunner erleben!«

Lazarus Hecht kam wieder.

»Lohzerus, du host mich beschisse. Ich krieg net mehr Rahm wie sonst!«

»Ei, wieso dann?«

»Ich will's dir aach erkläre. Das Ding hat zwei Hähn, aus dem eine dreppelt zwar de Rahm, un was glaabste, was aus dem annern rauskommt? Magermilch, nix wie Magermilch!«

»Ei, gibste mir die Schuld? Was kann ich dafür, wann du mit 'ner Zentrifuge net umgehe kannst? Hättste doch nur emol überlegt: Do sin zwei Hähn, aber mit dem eine will ich nix zu tun habe, weil nur Magermilch rauskommt, also stopp ich ihn zu. Nämlich dann hätt dir de Maschin aus de ganze Milch Rahm gemacht!«

»Lohzerus, des is mir ze hoch. Do kommt kaa Mensch mehr mit! Ich kann mit dem Ding nix anfange. Für mich taugt des moderne Zeug nix. Mache wir's kurz: Du gibst mir mei Geld zurück un kannst dir dei Zentrifug wieder abhole.«

»Ei, nur net so eilig! Des könnt an de Milch liege!«

»Von wege an de Milch, du Gauner!«

»Also des verbitt ich mir? Den Gauner will ich net gehört habe!«

»Wo's doch stimmt! De schiere Rahm haste mir versproche! Gib mer's Geld zurück, un wir sin geschiedene Leut! Ich will de Maschin net habe!«

»Daß ich net lach! Gekaaft is gekaaft! Wann du mit dem Ding net umgehe kannst, biste selber schuld, mei Lieber!«
»Des ist doch e stark Stück! Des is Betrug! Vorspiegelung falscher Tatsache un so! Des kommt vor Gericht! Du wirst's sehe!«
Lazarus Hecht konnte die Unzufriedenheit seines Kunden nicht begreifen. Aber er versuchte wenigstens, sich aus der Affäre zu ziehen und marschierte zu dem Bauern, der ihm die Zentrifuge zum Verkauf gegeben hatte: der wollte sie natürlich nicht mehr zurücknehmen. Da Lazarus Hecht kein Geld hatte, um den Zentrifugenkäufer zufriedenzustellen, ließ er den Dingen schließlich ihren Lauf. Eines Tages bekam er die Anklageschrift ins Haus geschickt. Der Prozeß fand vor dem Amtsgericht statt, das, acht Kilometer von unserem Dorf entfernt, in einer alten Burg hoch oben auf einem Berg untergebracht war. Es war ein großer Tag für Lazarus. Er fühlte sich unschuldig und war sich seiner Sache auf der Anklagebank sicher. Im Zuschauerraum saßen viele seiner Freunde, mit denen er in den Wochen vorher seinen Fall diskutiert hatte. Ihre Anwesenheit machte ihm Mut.
Der Amtsgerichtsrat ließ sich von ihm die Geschichte erzählen, obwohl er sie vom Hörensagen und aus den Akten längst kannte. Er befragte den Bauern, von dem Lazarus Hecht die Zentrifuge erhalten hatte, dann den Bauern, der sich betrogen fühlte und nun sein Geld wiederhaben wollte. Und schließlich kam auch noch der Vertreter der Firma zu Wort, die die Zentrifuge hergestellt hatte. Es war ein junger Rechtsanwalt, der zum erstenmal vor Gericht auftrat und deshalb seine Familie vollständig als Zuhörer und Bewunderer mitgebracht hatte. Seine Brüder und Schwestern, seine Onkel und Basen, alles war erschienen, alles im Sonntagsstaat, und der Amtsrichter, aber auch der Gerichtsschreiber sowie Lazarus Hecht waren nicht wenig erstaunt, als sie diesen Aufmarsch sahen. Der junge

Anwalt war in einer nagelneuen Robe. Seine frisch erworbenen Studentenschmisse leuchteten, und auch er war aufgeregt, denn er mußte seiner Familie beweisen, ein wie tüchtiger Anwalt des Rechts er geworden war. Sein Vater war das bereits genannte Doktorche, das — stolz auf seinen ältesten Sohn — auch noch viele seiner Patienten zur Sitzung im Gericht eingeladen hatte.

»Also, Herr Hecht«, sagte der Amtsgerichtsrat am Ende der Beweisaufnahme, »Sie haben sicher gut zugehört. Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht, als Sie dem Bauern versprachen, Ihre Zentrifuge verwandle Milch in reinen Rahm?«

»Ei, des tut se doch aach! Wozu gäb's sonst Zentrifuge?«

»Aber begreifen Sie denn nicht, daß das technisch überhaupt nicht möglich ist? Die Milch hat einen bestimmten Prozentsatz Rahm, den die Zentrifuge herausschleudert — und darin liegt ihr Vorteil — denn sonst muß man die Milch ein paar Tage stehen lassen, bis sich der Rahm an der Oberfläche angesetzt hat. Also warum haben Sie das Märchen erzählt?«

Bevor Lazarus Hecht den Mund aufbekam, schaltete sich der Rechtsanwalt ein, der längst auf seinen großen Augenblick gewartet hatte. »Was sich der Angeklagte dabei gedacht hat, ist doch völlig klar! Er hat die Unwissenheit dieses Bauern ausgenutzt, um ein Geschäft zu machen, um zu seinem Profit zu kommen. Das ist einwandfreier Betrug. Ich protestiere im Namen der Firma, die zu vertreten ich die Ehre habe! Dem Angeklagten gebe ich zu bedenken, daß er ein schweres Verbrechen begangen hat. Ich werde nicht dulden, daß dieses ungeahndet bleibt. Und weil ich weiß, daß der Angeklagte ein gesetzestreuer Jude ist, so weise ich schon jetzt darauf hin« — und seine Stimme schwoll immer tönender an — »daß er heute nicht nur vor dem irdischen Richter steht«, und hier sprach er mit Tremolo, »nein, eines Tages steht er« — bedeutungs-

volle Geste des Anwalts zum Himmel — »vor einem anderen, unbestechlichen Richter und der wird ihm zurufen: Lazarus Hecht, eine Zentrifuge macht nicht Rahm aus Milch. Du hast eines meiner Menschenkinder betrogen, fahre in die Hölle!«

Der Amtsgerichtsrat winkte ab. Er hatte wenig Lust, Lazarus Hecht zu verurteilen, denn er kannte ihn seit langem und hatte ihn gern.

»Nehmen Sie doch Vernunft an, Herr Hecht! Was Sie da erzählt haben, gibt's doch gar nicht!«

»Des gibt es ebe doch! De Zentrifug, die ich verkaaft hab, macht Milch zu Rahm! Davon dürfte Sie nur nix verstehe, Herr Richter. Wie sollte Se aach, wo Se doch den ganze Tag bei Ihre Akte hocke!«

Der Amtsgerichtsrat amüsierte sich unverhohlen und wollte Lazarus Hecht noch einmal eine Brücke bauen. »Wie war das denn mit Ihrem Verdienst? Haben Sie überhaupt an der Zentrifuge verdient? Die Transportkosten waren doch viel zu hoch, nicht wahr?«

»Un ob ich daran verdient hab, Herr Richter! Ich bin doch Handelsmann. Ich mach nix umsonst! Umsonst tut kei Mensch ebbes! Ich hab genug verdient an de Zentrifug! Mehr wie sonst in 'ner ganz Woch! Wär ja noch schöner, wenn ich kei Geschäft mache könnt! Nämlich ich versteh mei Sach!«

Der Amtsgerichtsrat schaute Lazarus noch einmal an und gab es dann auf, schloß die Beweisaufnahme endgültig und verkündete nach eingehender Beratung mit sich selbst: »Der Angeklagte Lazarus Hecht wird wegen Betruges zu drei Wochen Gefängnis verurteilt!«

Während er sich zur Urteilsbegründung in seinen Sessel setzte, fügte er halblaut hinzu:

»Was ich persönlich sehr bedauere!«

Vor Aufregung bekam Lazarus dies freilich nicht mit. Er hatte nicht mit seiner Verurteilung gerechnet und sah nun

in dem Amtsgerichtsrat plötzlich seinen schlimmsten Feind:

»So, ins Gefängnis stecke Sie mich, zu de Räuber un Mörder! 'n unschuldige Handelsmann ins Gefängnis! Des könne Se! De Leut bestrafe für nix un wieder nix! Is ja aach kei groß Kunst! Man geht uff de Hohe Schule, liest e paar dumme Bücher, uff emol is man »Herr Rat« un kann mit de Leut mache, was man will, un hält sich für de liebe Gott!«

»Sonst haben Sie nichts zu sagen, Herr Hecht?« fragte der Amtsgerichtsrat.

»Nein, mir langt's Herr Rat!«

EIN SELTSAMES GEFÄNGNIS

Das Urteil löste Bestürzung aus. Wann kam es schon vor, daß jemand aus unserem Dorf ins Gefängnis mußte. Lazarus Hechts Fall wurde zum Tagesgespräch. Als sich sein erster Schreck gelegt hatte, war er durchaus nicht unzufrieden damit, daß er wieder einmal im Mittelpunkt stand. Dann war es eines Tages so weit, daß er sein Bündel schnüren und acht Kilometer weit zum Amtsgericht pilgern mußte, um sich zur Strafverbüßung zu melden.
Ein Gefängnis gab es nicht. Lazarus Hecht kam in eine Mansardenstube beim Gerichtsschreiber, der ihn übrigens schon lange Jahre kannte. Als sich hinter ihm die Tür geschlossen hatte, schaute er sich erst einmal gründlich um, dann sah er stundenlang zum Fenster hinaus. Er empfand den Müßiggang durchaus nicht als unangenehm. Seine Gefängniszelle war eine schöne saubere Mansardenstube, vor deren zwar vergittertes Fenster die Frau des Gerichtsschreibers, der gleichzeitig Gefängnisverwalter war, sogar ein paar Blumentöpfe gestellt hatte. Sein Zimmer zu Hause war viel schlechter, aber so ohne weiteres konnte Lazarus in sein Gefängnis nicht einziehen. Es gab für ihn als gläubigen Juden noch mancherlei Dinge zu regeln. Zunächst erkundigte er sich, nach welcher Richtung Osten sei, weil er den Vorschriften entsprechend gegen Osten beten wollte und mußte. Dieses Gefängnis war praktisch niemals besetzt, nur im Herbst kam hie und da ein alter Bettler, der, um im Winter nicht auf den Straßen erfrieren zu müssen, irgendeine kleine Missetat beging — meist warf er ein kleines Stallfenster ein — um dann über den Winter in der gut geheizten Gefängniszelle bleiben zu können. Wenn es kalt wurde, fand er sich in dem Dorf, in dem das Amtsgericht war, ein, fragte einen Bauern, welches Fenster er einwerfen könne — oft zeigte man ihm

ein Fenster, das schon einen Sprung hatte — dann machte er mit Hilfe des Bauern ein kleines Loch. Man holte dann den Gendarmen, der ihn abführte.

Lazarus Hecht fühlte sich eigentlich ganz wohl. Er konnte sich ausruhen. Morgens durfte er eine Stunde lang im Hof des Amtsgerichts spazierengehen. Daß er bei dieser Gelegenheit das Weite suchen könnte, fiel keinem Menschen ein, Lazarus Hecht selbst am wenigsten.

In den ersten Tagen lebte er von schwarzem Kaffee und Latwergebrot. Er hatte es dem Gerichtsschreiber klargemacht, daß er als strenggläubiger Jude vorsichtig sein müsse und nicht alles essen dürfe. Der Gerichtsschreiber war zunächst ratlos und trug die Angelegenheit dem Amtsgerichtsrat vor:

»Was mache wir mit dem Hecht?« fragte er. »Er darf net esse, was mei Fraa kocht, un will nur schwarze Kaffee un Latwergebrot habe. Des langt doch net für'n ausgewachsene Mann. Ei, der kann uns ja da obe glattweg verhungere!« Der Amtsgerichtsrat ließ sich dies gut durch den Kopf gehen und schickte schon am dritten Tag den Gerichtsschreiber in unser Dorf, um Lazarus Hechts Mutter sagen zu lassen, sie möge doch jeden Tag etwas für ihren Sohn kochen und ins Amtsgericht schicken lassen. Daraufhin wurde im Dorf ein regelrechter Dienst organisiert. Wenn jemand zufällig auf dem Amtsgericht oder sonst nichts Besseres zu tun hatte, brachte er für Lazarus Hecht das Essen mit. Jeden Tag erkundigte sich der Amtsgerichtsrat, ob für seinen Gefangenen jemand aus dem Dorf gekommen sei. War das einmal nicht der Fall, schwang er sich selbst auf das Fahrrad und holte bei den Hechts daheim die Mahlzeit ab. Lazarus brauchte also auch in der Gefangenschaft nur das zu essen, was ihm erlaubt war. Auch andere sandten Essen, auch der Pfarrer und die Bauern.

Nachdem der Amtsgerichtsrat erfahren hatte, wie streng

es sein Gefangener mit dem Glauben nahm, schickte er ihn an jedem Freitagabend, vor Beginn des Sabbath, auf Urlaub. Lazarus Hecht ging ins Dorf, nahm am Gottesdienst teil und stapfte am Sonntagmorgen in aller Frühe wieder zum Amtsgericht, um sich dann in die Mansardenstube einschließen zu lassen.

Die Freundlichkeit des Amtsgerichtsrats machte ihn, den kleinen Hausierer, fast verlegen. Da es ihm in seiner Gefangenschaft allmählich zu langweilig wurde und er auch das Bedürfnis hatte, sich für die gute Behandlung zu revanchieren, kam er auf eine Idee. »Herr Rat, Se habe im Hof so viel Brennholz liege. Wenn ich 'ne Axt und 'nen Hackklotz bekäm, könnt ich's Ihne klein mache!«

Der Amtsgerichtsrat hatte nichts dagegen, und Lazarus Hecht ging an die Arbeit. Nach kurzer Zeit konnte er sich auch über das Brennholz für den Gerichtsschreiber hermachen. Seitdem er arbeiten durfte, fühlte er sich nicht mehr als Gefangener. Weder der Amtsgerichtsrat noch der Gerichtsschreiber hatten Bedenken, ihn Holz hacken zu lassen, als sie eines Nachmittags gemeinsam auf die Jagd gingen.

Aber gerade an diesem Nachmittag kam hoher Besuch, der Landgerichtspräsident persönlich, der das kleine Amtsgericht inspizieren wollte. Er fand alle Türen verschlossen und entdeckte im Hof nur Lazarus Hecht, der eifrig die Axt schwang.

»Sie da! Ist niemand da? Ich möchte den Herrn Amtsgerichtsrat sprechen!«

»Des könne Se heut net! Nämlich der is uff de Jagd gegange. Un den Gerichtsschreiber hat er aach mitgenomme!«

»Das ist aber doch allerhand! Ja, und wer sind Sie denn?«

»Ich? Ei, ich bin de Gefangene«, sagte Lazarus Hecht treuherzig, und dabei war er sich des Humors seiner Antwort durchaus nicht bewußt.

Im Dorf hatte man inzwischen beraten, wie ihm weiterhin

zu helfen sei. Man machte sich vor allem darüber Sorgen, daß er drei Wochen lang nichts verdienen könne. Als ihm wieder jemand das Essen brachte, schlug er ihm vor, bei seinem nächsten Sabbathurlaub seinen Hausiererkasten zu holen. Da der Amtsgerichtsrat nichts dagegen hatte, schleppte Lazarus Hecht am nächsten Sonntagmorgen sein »Warenhaus« ins Amtsgericht. In der letzten Woche seiner Strafverbüßung setzte er sich nachmittags in den Hof – das Brennholz war ja längst zerkleinert — und bot den Bauern, die auf das Amtsgericht kamen, seine Fliegenfänger, Brillen und Bleistifte an.

So war die dreiwöchige Gefängnisstrafe für ihn im Fluge herumgegangen. Eigentlich hätte er zwar bis zum Sonntagabend in Strafhaft bleiben müssen, aber der Amtsgerichtsrat entließ ihn endgültig schon am Freitagabend, so daß Lazarus Hecht nach dem Sabbath nicht noch einmal den weiten Weg zum Amtsgericht machen mußte, um den Strafrest von ein paar Stunden abzubüßen.

DAVID, MACH PSCHORE!

Des Amtsgerichtsrats rechte Hand war der David, der kleine jüdische Getreidehändler aus unserem Dorf. David war in allen Prozessen dabei, die die Bauern miteinander führten. Hinten im Zuhörerraum saß er, bis sein Augenblick gekommen war, und der ließ oft lange auf sich warten. Bei diesem Amtsgerichtsrat kamen nämlich die streitenden Parteien ausgiebig zu Wort. Er kannte die Freude der Bauern am Krakeelen; er erlaubte es ihnen, sich einmal richtig die Meinung zu sagen, auch wenn sie überhaupt nicht mehr »zur Sache« gehörte. Daß ein solcher Prozeß immer ein teurer Spaß war, vergaßen die Bauern oft. Aber der Amtsgerichtsrat dachte daran. Weil er ein Freund der Bauern war und wußte, daß sie mit dem Pfennig rechnen mußten, suchte er ihnen alle Kosten zu ersparen.

Wenn er merkte, daß die Kontrahenten ihr Pulver verschossen hatten, daß sie langsam heiser wurden, legte er eine Pause ein.

»Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück!« verkündete er würdevoll, und gleichzeitig winkte er den David aus dem Zuhörerraum heran und sagte:

»David, mach Pschore!«

Während der Amtsgerichtsrat in seinem Beratungszimmer frühstückte, ließ David seinen Einfluß auf die Bauern spielen, mit denen er ja täglich zu tun hatte. Er nahm sich die streitenden Parteien vor, um einen Vergleich zustande zu bringen, um Pschore zu machen.

Das war für ihn weit weniger schwer, als nach den Redegefechten vor dem Richtertisch zu erwarten war. Die Bauern hatten sich ihren Groll von der Seele geschrien, sie hatten sich ausgetobt und waren müde, wenn David in aller Ruhe das Für und Wider ihrer Ansprüche abwog und

ihnen klar machte, daß sich auch den unerbittlichsten Prozeßgegnern bei gutem Willen und weil sie in Zukunft noch miteinander auskommen müßten, die Einigung geradezu anbiete. Da horchten die Bauern auf. Solch ein Vorschlag zur Güte war durchaus nicht von der Hand zu weisen. David war überdies geschickt genug, bei keinem das Gefühl aufkommen zu lassen, daß er klein beigeben müsse. »Ich sag nur, vertragt euch! Des is des Beste und des Billigste is es aach!«

Er brachte es fertig, daß sich die Bauern den versöhnenden Handschlag gaben, bevor der Amtsgerichtsrat nach einer Viertelstunde wieder hereinkam. Weil er wußte, daß er auf seinen David bauen könne, regte er unverzüglich einen Vergleich an, der dann auch widerspruchslos akzeptiert wurde.

Man war sich wieder gut — bis zum nächstenmal.

Beim Pschoremachen verdiente der David nichts, und mit seinem Getreidehandel konnte er auch keine Reichtümer erwerben. Und dennoch baute er sich später ein Haus. Ein Verwandter in Amerika schenkte ihm eines Tages fünfhundert Mark. Das war das Anfangskapital. Den größeren Rest sparte er sich vom Munde ab. Es wurde ein schönes Haus. Im Erdgeschoß hatte es eine Vorhalle, die Küche, ein großes Wohnzimmer, die »gut Stubb« und ein Gästezimmer. Im ersten Stock lagen drei Schlafzimmer. Von einem konnte man auf den Balkon gelangen. Welches Haus im Dorf hatte das schon aufzuweisen? Auf diesem Balkon errichtete David zum Laubhüttenfest seine Laubhütte. Auch das war etwas Besonders, denn sonst standen die Laubhütten auf den Höfen. Sogar Zentralheizung hatte das Haus. David nannte es stolz eine Villa, und wer Lust hatte, durfte sie besichtigen.

Am Sabbath kamen die Juden, am Sonntag die Christen und schauten alles an. Davids Frau, das Malchen, hatte aber vor die Türöffnungen Schnüre gespannt, so daß die

Besucher nur in die Zimmer hineinschauen, nicht aber hineingehen konnten. Wie in einem Museum war es hier. Nur die Filzpantoffeln fehlten. Auch an die Schonung des Fußbodens hatte Malchen gedacht; überall lagen geflochtene Matten.

Wenn die Besichtigungen vorüber waren, wenn auch der letzte Besucher das Haus nach gebührenden Komplimenten verlassen hatte, zogen sich David und Malchen in das kleine Zimmer im Keller ihrer Villa zurück. Dort lebten sie jahraus, jahrein, im Sommer wie im Winter. Sie hätten es in ihrem Haus besser haben können, aber das wollten sie gar nicht.

DIE SABBATHRUHE

Am Sabbath sollst du ruhen und keinerlei Arbeit verrichten, heißt es. Dieser Satz hat seit Jahrtausenden die Gemüter der Talmudisten und Gesetzesinterpreten erregt. Alle deutelten daran herum, jeder fand etwas Neues, dafür und dagegen. So kam es, daß die Juden an diesem Tage von allem abließen, was als Arbeit angesehen werden konnte. In Haus und Hof durfte kein Finger gekrümmt werden. Freilich war das leichter gesagt als getan. Denn es betraf nicht nur die jüdischen Familienmitglieder, sondern alle, die im Hause lebten, auch wenn sie nicht jüdischen Glaubens waren. Im Stall verlangte das Vieh nach Futter — wer sollte es ihm geben? Man wollte essen und trinken — wer sollte in der Küche stehen? Man wollte im Winter im warmen, hellen Zimmer sitzen — wer sollte heizen und Licht anzünden? Für diese und viele andere Verrichtungen gab es die Sabbathfrauen. Sie waren schlechthin unentbehrlich und kamen schon am Freitagabend in die jüdischen Häuser, wo sie als Gäste behandelt wurden, versorgten Menschen und Vieh, übernahmen kurzum alle Arbeiten, die wie an jedem anderen Tag anfielen und keinen Respekt vor der Religion haben. Es waren die Frauen und erwachsenen Töchter der christlichen Nachbarn. Sie wußten nach einiger Zeit genauso viel vom Sabbathritual wie ihre jüdischen Mitbürger selbst, sangen am Freitagabend die Sabbathlieder, leichtbeschwingte Melodien, lustig und unbekümmert mit und lernten dabei sogar ein wenig hebräisch. In den Wintermonaten prasselte an solchen Abenden dazu das Holzfeuer im Ofen. Natürlich mußte immer wieder nachgeheizt werden. Mein Vater durfte nicht etwa sagen: »Legen Sie bitte Holz auf«, das wäre eine Aufforderung zu einer Arbeit gewesen. Aber er durfte und mußte sich darum

kümmern, daß seine Gäste nicht froren. Die Sabbathfrau war aber ein angenehmer Gast, und daher sagte er: »Wenn es I h n e n kalt wird, legen Sie doch ruhig ein paar Scheite nach!«

Dem Postboten Läufer fiel am Sabbath eine besondere Aufgabe zu. Da es den Juden nicht erlaubt war, ihre Post zu öffnen und zu lesen, sie aber doch wissen wollten, was man ihnen geschrieben hatte, durfte er an diesem Tage alle Briefe, die für sie angekommen waren, aufreißen und lesen. Dann ging er in den Synagogenhof, wartete das Ende des Gottesdienstes ab und berichtete den Empfängern über den Inhalt der Briefe. Mit dieser ehrenvollen Aufgabe nahm er es genau. Zwar verplauderte er sich manchmal mit dem Bauern, der neben der Synagoge wohnte, wenn er ein wenig zu früh gekommen war. Sie sprachen dann von allem, was sich gerade im Dorf ereignet hatte. Für den Bauern war es eine angenehme Abwechslung bei seiner Arbeit; er schichtete zu dieser Stunde meist gerade seinen Stallmist vor dem Hause um und stützte sich geruhsam auf die Mistgabel. Hörte Läufer aber den Schlußgesang aus der Synagoge, brach er jedes Gespräch sofort ab:

»Um Gottes Wille! Ich muß hin, damit ich se noch all erwisch! Se singe ja schon ein Kilo Henno!«

So verballhornte er nämlich den hebräischen Text des Schlußgesanges »En keiloheinu«. Immerhin war er mit dem Ablauf des jüdischen Gottesdienstes doch so vertraut, daß er immer noch gerade rechtzeitig kam, um seine Neuigkeiten los zu werden. Meistens waren es nicht gerade weltbewegende Dinge, die er vor aller Öffentlichkeit den Empfängern aus ihren Briefen mitzuteilen hatte; aber alle nahmen lebhaften Anteil daran.

Das Briefgeheimnis war zwar gebrochen, aber Gottes Gebote für den Sabbath waren wieder einmal nicht übertreten.

Auf einem kleinen Hügel, etwa drei Kilometer vom Dorf entfernt, hatte sich damals ein jüdischer Bankdirektor ein Wochenendhaus bauen lassen. Da die Bauern bei uns einen Hügel »Küppel« nennen, hatte er bald den Spitznamen »Küppeljüd« weg, woraus alles andere als Zuneigung sprach. Die Juden, vor allem die Bauern, mochten ihn nicht. Es stieß sie ab, daß er am Sabbath mit seinem Pferd durch das Dorf ritt und dabei sogar noch eine Zigarre rauchte. Er ging auch nicht in die Synagoge. Die Juden, die streng die Gebote ihrer Religion erfüllten, empfanden dies als taktlos. Die Christen waren gegen ihn, weil er sich so grundsätzlich von ihren jüdischen Mitbürgern unterschied. Das war kein Jude nach ihrem Geschmack. Sie wollten nichts mit ihm zu tun haben. Wenn er Milch oder Butter kaufen wollte, hieß es meist: »Grad hab ich de letzte hergegebe!« Wenn er durch das Dorf ritt, wurde sein Pferd oft von kleinen Steinen getroffen, so daß es unruhig wurde und hochsprang: Die Bauern besaßen vom Schafehüten große Geschicklichkeit im Treffen. Er bekam besonders in seinen Ferienwochen auch Post, viel Post. Dafür wäre eigentlich Läufer zuständig gewesen, aber er konnte »de neue Jüd da obe« genauso wenig leiden wie die anderen im Dorf. »Wißt ihr, ich trag ihm kei Post nuff! Des is mir ganz egal!« erklärte er kategorisch. »Wenn ebbes kommt, schreib ich druff: Empfänger inzwische abgereist!«

Der zwei Kilometer lange Weg zum Wochenendhaus wäre ihm sicher nicht zu weit gewesen; aber: »Ich kann de Jude net leide, die den Schabbes net halte!«

Auch sein Vorgesetzter, der Postverwalter, hatte Verständnis für die Gebräuche der jüdischen Bewohner. Mein Vater hatte ihm geholfen, fünfzig Telefonanschlüsse unterzubringen. Diese Zahl war nämlich erforderlich, damit unser kleines Postamt in eine höhere Stufe aufrücken konnte und der ehrgeizige Postverwalter eine höhere Pension

erhielt. Zwar gab es das Telefon noch nicht lange auf der Welt, und gleich fünfzig Interessenten in einem kleinen Dorf zu finden, war ziemlich schwierig, obwohl ein Anschluß nicht viel kostete. Aber gerade die Juden versagten sich dem Wunsch des Postverwalters nicht, selbst wenn sie mit einem Telefonapparat im Haus nicht das geringste anzufangen wußten. Der Postverwalter war über diese Haltung so erfreut, daß er es ihnen auch persönlich dankte. Es kam in der Folgezeit manchmal vor, daß am Sabbath für jüdische Familien Anrufe kamen. Der Postverwalter wußte genau, daß die Juden den Telefonhörer an diesem Tage nicht einmal abnehmen durften, weil auch das eine Arbeit gewesen wäre. Deshalb fing er stets die Gespräche in seinem Amt auf, erklärte dem Anrufer, daß bei der Familie, die er zu sprechen wünsche, niemand zu Haus sei, und versprach, alles auszurichten. Abends ging er in das jüdische Café, wo er die halbe Gemeinde antraf, und erledigte dann, was ihm aufgetragen worden war.

GESETZTE BOHNENSUPPE

»Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der du uns geheiligt hast durch deine Gebote.«
So beginnt das einzige Gebet, das die jüdische Frau in der Sabbath- und Feiertags-Lithurgie sprechen muß. Sie steht dann mit erhobenen, flach ausgestreckten Händen vor zwei weißen Sabbath-Kerzen, die meist in schönen silbernen Leuchtern stecken.
Das Jettchen überwältigte diesmal bei der Andacht die Verzweiflung über das Elend in ihrer Familie, und es unterbrach das hebräische Gebet und sagte weinend: »Du lieber Gott, warum hilfste immer de annern, sin wir denn gornix? De Marxen nebenan kann vor lauter Fett net mehr laafe. Se habe net emol Kinner un mache en ganze Kroppe Bohnesupp leer. Un wir sin neun Mensche un habe nix. Un dann de Hahns. Se habe jetzt sogar aach noch en feine Bräutigam aus Frankfort für de Emmi. Un was hat de Emmi schon! Hinte e dicke Toches un vorn is se platt wie e Bügelbrett. Wenn ich dagege mei Gitta betracht! Se is doch so e stolz Mädche« — womit das Jettche meinte, Gitta sei ein sehr hübsches Mädchen. — »De ganze Tag läuft sie in Frankfurt uff de Straß rum un kriegt kein Mann. Se kann grad mache, was se will! Nix wie Unrecht uff de Welt! Wie soll des werde! Was hat mein Mann de Woch über schon verdient? Noch net soviel, wie'n einzige Teller von de Bohnesupp kost, wo's bei de Hahns zur Verlobung gibt! Ich garantier, do fehlt nix in dene ihrem Kroppe, was sich net sehe lasse kann!«
Und da kam das Jettche auf eine Idee, die ihr wieder Auftrieb gab und sie alle Armut vergessen ließ. Mit den Bedenken, die sich gleichzeitig meldeten, wurde sie mühelos fertig. »Lieber Gott, wir halte alle Gebote un sin frommer wie de Reiche. Die faste nur, wenn's vorgeschriebe is, un

wir müsse oft faste, weil wir nix habe. Is des vielleicht nix?« Rasch betete sie zu Ende:
»Und uns befohlen hast, die Sabbathlichter zu entzünden.«
Im Schein der beiden Kerzen sah ihr Gesicht pfiffig, sogar ein wenig schadenfroh aus. Sie sagte zu keinem ein Wort. Aber am anderen Tag, am Sabbath, handelte sie . . .
An diesem Tag stand in allen jüdischen Häusern »gesetzte Bohnensuppe« auf dem Tisch, aber auch in vielen christlichen Familien, die dieses Gericht zu schätzen wußten. Schon vierundzwanzig Stunden vorher hatten die Frauen ihre eisernen Töpfe, die Kroppen, mit den Zutaten, weißen Bohnen und einem Stück Rindfleisch oder Wurst oder auch nur ein paar Knochen, zum jüdischen Bäcker gebracht. Der kannte jede Familie, und die Frauen konnten es ihm darum getrost überlassen, in die Töpfe Wasser zu füllen; er irrte sich niemals. Dann, am Freitag, heizte er seinen Backofen auf und schob die Kroppen mit dem Sabbathessen hinein. Einen ganzen Tag standen sie bei langsam abnehmender Hitze dicht bei dicht im Ofen. Erst nach dem Sabbath-Morgengottesdienst wurden sie wieder hervorgezogen, da war das Gericht fertig. Obwohl ein Topf dem anderen äußerlich glich wie ein Ei dem andern — denn der Bäcker hatte darauf bestanden, daß die Töpfe gleich groß sein mußten, weil er möglichst viele in seinem Backofen unterbringen wollte — kamen Verwechslungen beim Abholen nicht vor. Die Töpfe waren von den Besitzern leicht gekennzeichnet, sei es durch ein Stückchen Draht oder Bändchen, und der Bäcker kümmerte sich am Samstagmittag nicht darum, daß die Töpfe ihren richtigen Besitzer fanden. Irrtümer kamen niemals vor. Seine einzige, am Sabbath erlaubte Tätigkeit bestand darin, daß er die Töpfe aus dem Backofen herausnahm, worauf sie dann sofort von ihren jeweiligen Besitzern in Empfang genommen wurden. Danach begann eine etwas komische Prozession. Durch die Dorfstraße gingen festtäglich

gekleidete Männer, oft begleitet von ihren Kindern, deren jeder einen großen, schwarzen, eisernen Topf trug, in dem sich das Sabbath-Essen befand. Die Bauern, die vorübergingen, riefen ihnen zu »en Guude«, was heißen will, einen guten Appetit, und diejenigen Bauern, die auch Bohnensuppe aßen, sagten lachend, wenn man sie begrüßte: »Heut bin ich e Jüd.«

Diesmal wanderte aber die »gesetzte Bohnensuppe«, die die Hahns als Verlobungsessen besonders reichlich mit guten Zutaten versehen hatten, um dem vornehmen Schwiegersohn aus Frankfurt zu imponieren, in Jettchens Haus. Geschwind wurde die fette, gute Suppe verteilt und ausgelöffelt. So schnell wie an diesem Sabbath waren die Teller noch niemals leer geworden. Bei den Hahns hingegen musterte man den fremden Topf kritisch und mißtrauisch. Die Verlobungsgesellschaft, die schon am Tisch saß, probierte zögernd den mageren Inhalt und kam zu dem Schluß, daß nur ein Versehen passiert sein könne. Man dachte nicht daran, mit Jettchens weißen Bohnen vorliebzunehmen, sondern schickte den Topf zum Bäcker zurück. Zwecks Umtausches. Beim Bäcker gab es jedoch nichts mehr umzutauschen, denn der Backofen war längst leer. Erst nach einigem Herumfragen gelangte der Topf zum Jettchen. Ihre Familie wischte sich gerade den Mund ab. Kein Löffel Bohnensuppe war übriggeblieben. »Se müsse schon entschuldige«, sagte Jettchen scheinheilig zu dem Abgesandten der Hahns. »Wir habe rein nix davon gemerkt, daß es de falsche Supp gewese sein sollt. Sonst hätte mer se natürlich net angerührt. Des dürfe Se glaabe.« Weil es das arme Jettchen war, trösteten sich die Hahns damit, daß ihnen die unfreiwillig gespendete Mahlzeit im Himmel gutgeschrieben würde.

DAS GEBRATENE KALB

Als ich noch auf »dene hohe Schule« ging, wo man »Bildung lernt«, wie man bei uns sagte, gab es im Dorf keinen Tierarzt. Der Apotheker mußte einspringen, wenn die Bauern sich nicht selbst helfen konnten. Kamen allerdings schwere Krankheiten vor oder eine Kuh konnte nur schwer kalben, mußte der Tierarzt aus der nächsten Stadt geholt werden. Das war umständlich und oft zu spät. Aber eine kleine Sensation war es dennoch, denn er kam auf seinem Motorrad, dem »Popper«, wie die Bauern sein Gefährt wegen des lauten Geknatters nannten. Erst später ließ sich in unserem Dorf ein Tierarzt nieder. In den ersten Monaten seiner Praxiseröffnung waren die Bauern mißtrauisch, und man holte ihn nur selten und zögernd. Aber als er eines Tages eine waghalsige, ja unerhörte Leistung vollbracht hatte, stiegen sein Ruhm und Ansehen plötzlich ins Unermeßliche. Es gelang ihm nämlich, einer Kuh, die ihr Erstlingskalb nicht zur Welt bringen konnte, mit einem bis dahin unbekannten und riskanten Eingriff zu helfen. Kuh und Kalb wurden gerettet. Hierbei umstanden den Tierarzt im Stall zahlreiche Neugierige. Schon nach einer Stunde hatte sich seine Tat herumgesprochen, und in allen Wirtshäusern wurde tagelang nur noch davon gesprochen. Von nun an war er persona gratissima in allen Bauernhöfen. Das Dorf war stolz auf seinen neuen Tierarzt und er selbst nicht minder auf seine Leistung.

Er stammte aus Ostpreußen und war noch sehr jung. Aber er verstand sein Fach und ging geschickt mit den Tieren um. Die Bauern ließen es darum an Anerkennung nicht fehlen und vergalten ihm seine Bemühungen nicht nur mit dem üblichen Honorar, sondern steckten ihm auch noch ein paar Leckerbissen und ein Fläschchen Schnaps

in die Tasche bevor er ging. Da sich der Tierarzt bei uns wohlfühlte und außerdem glaubte, etwas Außergewöhnliches für die Bauern tun zu müssen, kam er eines Tages auf die Idee, im Hof seines Hauses ein Kalb am Spieß zu braten und das Dorf und die Umgebung einzuladen.
Der imposante Braten sah schon lecker aus, als sich die ersten Gäste einfanden, aber er war natürlich noch nicht gar. Man saß an langen, einfachen Holztischen im Hof. Der Tierarzt wußte, was sich gehört, und reichte Bier und einen kräftigen Schnaps herum, damit niemand ungeduldig werden sollte. So herrschte dann Hochstimmung, als der große Augenblick gekommen war und der Tierarzt nach dem Messer griff, um die Portionen herunterzuschneiden. Mancher hatte daheim in Erwartung des Gratisbratens nichts mehr gegessen. Aber es kam nun ganz anders, als es eigentlich kommen sollte: In der schnapsseligen Runde hatten es der Tierarzt und die Betreuer des Feuers an der nötigen Aufmerksamkeit fehlen lassen, und statt eines saftigen Bratens hing ein verkohltes Etwas am Spieß und war kaum noch zu genießen.
Der Tierarzt schämte sich vor den Bauern, die ihn freilich vor lauter Respekt ihre Enttäuschung nicht merken ließen; er machte sich bittere Vorwürfe, daß ihm der gut gemeinte Festschmaus nicht geraten war — und seine Frau bekam ihr Teil davon zu hören. Als der Tierarzt trotz seiner schlechten Erfahrungen im nächsten Herbst abermals Vorbereitungen zum Kälberbraten traf, griff heimlich seine Frau ein. Hinter seinem Rücken kaufte sie ein zweites Kalb und briet es im Hof des Nachbarn. Während ihr Mann dafür sorgte, daß bei seinen Gästen das Stimmungsbarometer in die Höhe kletterte, tauschte sie rasch das auch diesmal wieder verbrannte Kalb gegen den Braten aus, den sie selbst hergestellt hatte, und endlich herrschte eitel Freude. So hielt sie es nun in jedem Jahr, und bis zu seinem Tod hat ihr Mann nichts davon erfahren.

Auch Lazarus Hecht war immer unter den Gästen des Tierarztes, der einer seiner besten Kunden war; im Hause gab es immer etwas zu verkaufen, und waren es auch nur ein paar Nähnadeln oder Fliegenfänger. Außerdem hatte ihm der Tierarzt viel über das ferne Ostpreußen erzählt. Von dem großen Braten durfte Lazarus Hecht natürlich nichts essen, denn das Fleisch war ja nicht koscher. Er begnügte sich mit ein paar Eiern, die man ihm anbot, und revanchierte sich mit Geschichten unter dem Motto »Ich war weit fort in de Welt, ich kenn de Welt«. Und die Leute bekamen etwas zum Lachen.

»Nun sagen Sie mir doch nur mal, Herr Hecht, warum Sie mir neulich aus Frankfurt keine Taschenlampen mitgebracht haben«, fragte ihn einmal der Tierarzt, der beim Festschmaus von einer Gruppe zur anderen ging, um mit jedem seiner Gäste ein paar Worte zu reden.

»Herr Dokter, nehme Se mir's net übel«, sagte er. »Ich hab Ihne von dene Gewitterfänger nix mitgebracht. Ich wollt se net mit mir herumschleppe!«

»Aber, aber«, meinte der Tierarzt, »so schwer sind aber Taschenlampen wirklich nicht! Es wäre doch nur ein kleines Paket gewesen!«

»Des schon! Aber man soll de liebe Gott net unnötig ärgern, mein ich!«

»Was hat denn der liebe Gott mit den Taschenlampen zu schaffen? Das verstehe ich wirklich nicht?!« wunderte sich der Tierarzt.

»Des könne Se aach sicher net verstehe. Nämlich ich hab gehört, daß er in dene Dinger gar zu gern 'n Blitz reinschickt. Des hängt mit de Elektrizität zusamme, Herr Doktor. Ich will doch net, daß Ihne ebbes passiert. Un Se habe sicher net gewollt, daß mir uff'm Weg hierher ebbes zustößt, gell? Darum hab ich meine Finger von dene gefährliche Dinger gelasse!«

Der Tierarzt begriff nicht, daß hinter der Weigerung, sich

auf das Taschenlampengeschäft einzulassen, Lazarus Hechts kindlicher Glaube an die Allmacht Gottes stand. Er hielt ihn für einen richtigen Angsthasen und versuchte, ihn bei seinem kaufmännischen Gewissen zu packen.
»Tut mir leid für Sie, Herr Hecht«, sagte er. »Denn Sie hätten doch eigentlich ganz schön daran verdient, wenn Sie mir die Taschenlampen verkauft hätten, nicht wahr?«
»Ich hab aach so meinen Verdienst«, sagte Lazarus Hecht seelenruhig. »Wann Gott will, gibt's dies Jahr so viele Fliege, daß ich schon von Fliegefänger leben kann. Und ich hab ja aach noch Brille un annere Sache.«

ELEKTRISCH' LICHT

»Habt ihr's schon gehört, wir solle jetzt auch Elektrizität kriege!« Mit dieser Nachricht platzte Lazarus Hecht eines Abends in das Dorfcafé.

Was heute im kleinsten Dorf eine Selbstverständlichkeit ist, konnte damals, ein paar Jahre nach dem ersten Weltkrieg, die Gemüter erregen. Von allen Seiten stürmte es auf Lazarus Hecht ein.

»Elektrizität? Wo haste denn des uffgeschnappt?«

»So wahr ich leb! Hinterm Berg stelle se ja schon de Maste un ziehe de erste Dräht. Also wann ihr mich fragt: ich bin dogege!«

Alle, wie sie da saßen, waren bei Petroleumlicht groß geworden. Ihnen war niemals der Gedanke gekommen, daß es im Dorf einmal etwas anderes geben könne als die gemütliche Lampe im Wohnzimmer, deren schwacher Schein durch lange, seidene Fransen noch verringert wurde und nur auf dem Tisch Helligkeit verbreitete; als die kleine Wandleuchte im Flur, hinter der sich ein Spiegel befand, der das Licht reflektieren und damit verstärken sollte, damit niemand die Treppe hinunterfalle. In den Viehställen und Scheunen begnügten sie sich seit Menschengedenken mit Sturmlaternen, mit denen jeder zufrieden war, weil er nichts Besseres kannte. Zwar hatten sie schon längst vom elektrischen Strom gehört und darüber debattiert, aber sie hatten sich nicht vorstellen können, daß auch ihr Dorf dieser Errungenschaft teilhaftig werden sollte.

Wenn aber hinter den Bergen schon die Masten aufgestellt wurden, konnten sie es sich fast ausrechnen, wie lange der Fortschritt zu ihnen brauchen werde. Fortschritt hin, Fortschritt her. Man darf nicht glauben, daß er

bei uns freudig begrüßt wurde. Da meldeten sich Bedenken und Befürchtungen, weil sie alle von der Elektrizität nur eine vage Vorstellung hatten und es sich nur mit Hilfe ihrer Phantasie erklären konnten, warum es in einem Zimmer hell wurde, wenn man einen kleinen Schalter an der Wand bediente. So gab es dann heiße Köpfe, als im Rathaus Listen ausgelegt wurden, in die sich eintragen sollte, wer in seinem Hause Elektrizität zu haben wünsche.

»Was brauche mir Elektrizität, so lang wir Petroleum habe!« sagten die einen. Ihnen war die ganze Angelegenheit alles andere als geheuer. Aus einem simplen Draht sollte Licht kommen? Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen! Der junge Lehrer, der gerade von Kassel in das Dorf versetzt worden war, machte sie nur noch skeptischer, als er ihnen eines Tages den »Kurzschluß« erklärte. Seine Zuhörer begriffen von seiner umständlichen Erklärung zwar nur, daß der Kurzschluß unter Umständen zu einem Brand führen könne, aber eine solche Folge genügte ihnen durchaus, um ihre Ablehnung der Elektrizität leidenschaftlich zu begründen. Einige wiederum gab es im Dorf, die sich anderwärts längst von den Vorzügen des elektrischen Lichtes überzeugt hatten und sich trotz vieler Gegenargumente nicht davon abbringen lassen wollten, daß das im Grunde eine gute Sache sei. Wenn sie aber etwa in Frankfurt am Abend die taghell erleuchteten Häuser sahen, glaubten sie, daß Elektrizität für ihr Dorf unerschwinglich sei.

Lazarus Hecht gehörte zu denen, die der Elektrizität mit tiefstem Argwohn begegneten. Als gar in einer Debatte der Gedanke aufkam, gleich auch die Synagoge mit elektrischem Strom zu versehen, weil jemand in Frankfurt die großen Synagogen in strahlendem Licht gesehen hatte, meinte er spontan: »De Frankfurter habe aach de Rothschilds. Für die is sowas net ze teuer. Die könne des

bezohle! Solle se uns 'n Rothschild ins Dorf schicke. Der kann uns den Strom gleich mitbringe. Er könnt sich bei uns e Häusche baue un sich mit seine Gäul spazierefahre losse. Er werd sich schon net langweile. Nämlich ich könnt ihn ja abends besuche un ihm ebbes erzähle. Un wann er 'ne Brill bräucht oder Fliegefänger, könnt er se bei mir beziehe!«

Erst als es im Nachbardorf hell wurde, kamen auch bei uns die Fortschrittler zum Zuge:

»Was de annern könne, könne mir aach!« sagten sie, und da sich im Dorf langsam herumsprach, daß Elektrizität doch nicht allzu gefährlich sein dürfte und noch keinem Menschen nach dem Leben getrachtet habe, wurde die Liste im Rathaus allmählich immer länger.

Die Masten rückten immer näher an das Dorf heran. Bald wurden bei uns die ersten Drähte gezogen und die Leitungen in die Häuser verlegt. Die Bauern sahen in einer Mischung aus Argwohn und Neugier zu. Auch Lazarus Hecht kam auf seine Kosten. Was da um des Fortschrittes willen im Dorf geschah, gab ihm eine Menge zu denken, und plötzlich glaubte er hinter das Geheimnis der Elektrizität gekommen zu sein, der vielen Rätsel Lösung gefunden zu haben.

Einer der Masten stand in der Nähe des kleinen Weihers am Dorfeingang. Nicht ohne Grund, wie Lazarus Hecht glaubte:

»Do werde se irgend ebbes in de Weiher nei stecke. Damit erhitze se dann des Wasser zu Dampf, un de Dampf sauge se mit dene Dräht ab un leite ihn in de Häuser, un weil de Dampf warm is, gibt's Licht. Daß man Elektrizität nicht sehe kann, wo se doch aus Dampf besteht, des liegt am Draht.«

Ob sie wollten oder nicht, auch die Hechts bekamen eines Tages Strom in ihr Häuschen. Sie waren ungefähr die letzten im Dorf. Lazarus aber warnte die Seinen mit aller

Beredsamkeit, die Finger von den Schaltern zu lassen. Und so mußten hier die Petroleumlampen noch lange Jahre ihren Dienst tun.
»Geh weg von de Leitung, da kommt elektrisch raus«, warnte er immer wieder.

DIE NEUE FAHNE

»Ws de annern könne, könne mir aach!«
Diese Parole, die dem Dorf die Elektrizität gebracht hatte, stammte vom Langebauer. In unserer Gegend nennt man den reichsten Bauern »Langebauer«. Dieser Langebauer besaß den größten Hof, das meiste Land, die fettesten Weiden, die besten Äcker, die schönsten Pferde, die gesündesten Kühe und die neuesten landwirtschaftlichen Geräte. Er wußte auf allen Gebieten Bescheid und war überall dabei, ja, nicht nur dabei, sondern der wichtigste Mann. Er war Präsident der Bullenkörungskommission, Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr, Vorsitzender des Kriegervereins, saß im Vorstand der Koppelungskommission. Wäre das Amt des Bürgermeisters nicht in einer anderen Familie erblich gewesen, so hätte er gewiß auch im Rathaus gesessen. Denn er liebte sich und das Dorf und hatte von sich und dem Dorf eine hohe Meinung. Das Renommee des Dorfes war sein Renommee. Deshalb plädierte er auch für den Fortschritt. Ihm verdankte das Dorf nicht nur die Elektrizität, sondern auch die Wasserleitung. Chronistenpflicht gebietet, ihm auch als Verdienst zuzuschreiben, daß der Kriegerverein eine neue Fahne erhielt. Aber dabei haben er und sein Dorf eine arge Schlappe erlitten.
Als Vorsitzender des Kriegervereins hatte er an der Einweihung der neuen Fahne teilgenommen, die sich der Kriegerverein im Nachbardorf, einem armen »Geiß-Dorf« zugelegt hatte. Der Langebauer besah sich daraufhin zu Hause die Fahne seines eigenen Vereins, die seit anno 71 herhalten mußte: Sie war längst kein Prunkstück mehr, und das ließ ihm fortan keine Ruhe.
»Was de annern könne, könne mir aach!« donnerte der Langebauer im Kriegervereinsvorstand. »Mit unserm alte

Lappe is kei Staat mehr ze mache, ihr Leut! Wir werde ja ausgelacht, wann wir mit dem Ding anmarschiere. E neu Fohn muß bei! Wo wir doch Küh un Gäul habe un die bloß dürre Gaase!«

Was der Langebauer wollte, wurde getan. Er hätte schließlich auch nichts anderes erwartet. Ein paar Monate später konnte die neue Kriegervereinsfahne eingeweiht werden. Es sollte ein großer Tag für die ganze Gegend werden. Das Dorf putzte sich heraus. Die Straßen wurden gefegt, und Hühner, Enten und Gänse verschwanden vorsorglich in den Ställen. Die Tür zum Spritzenhaus erhielt rasch einen neuen Anstrich: feuerrot, damit man sie notfalls finden könne. In der Schule fielen einstweilen Rechnen, Schreiben und Lesen aus. Erstens mußten die Kinder mehrere Lieder auswendig lernen, zweitens Girlanden binden, die über die Hauptstraße gehängt wurden, drittens das Transparent »Herzlich Willkommen!« malen, das den Dorfeingang zieren sollte, denn es wurden ja auch viele Gäste von auswärts erwartet.

Als Höhepunkt des Tages stand die Rede des Langebauern auf dem Programm. Daß er zur Einweihung der Kriegervereinsfahne sprechen müßte, verstand sich von selbst. Was er sprechen sollte, hatte sich der Hauptlehrer ausgedacht und ihm eine schöne Rede aufgesetzt, in reinem Hochdeutsch und zu Herzen gehend. Rechtzeitig und feierlich hatte er dem Langebauer sein Werk überreicht, damit er die vielen Sätze auswendig lernen könne. Das war für jenen eine harte Nuß. Er machte sich unverdrossen an die Arbeit. Abends, wenn seine Frau schon im Bett lag, setzte er sich im Schlafzimmer in Positur, deklamierte, verhaspelte sich, mußte im Text nachsehen, begann von vorn ... Nach ein paar Tagen konnte ihm seine Frau bereits weiterhelfen, wenn er steckenblieb.

»Ei, stell dich net an! Is doch net dei erst Red, die du halte sollst!«

»Unnerbrich mich net dauernd, Emma! Schlof lieber!«
»Kunststück bei dem Gebrüll!«
»Des hat mir grad noch gefehlt! Wie kommste mir denn vor! Ei, red du doch zu de Leut, wann du's besser kannst!«
Während sich seine Frau beleidigt auf die Seite drehte, legte der Langebauer wieder los:
»Meine Damen un Herren . . .«
Die Feier fand unter der großen Linde statt. An dem eigens dazu aufgebauten Podium war die neue Kriegervereinsfahne befestigt. Noch verhüllte sie das Sargtuch aus der Kirche. Der Zweck heiligt die Mittel. Einer der Lehrer hatte nämlich gesagt, man dürfe die Fahne erst dann dem Publikum zeigen, wenn der Langebauer geredet und die Musik ihr »Deutschland, Deutschland über alles« gespielt habe; so werde es überall gemacht. Da man kein angemessenes Tuch hatte, besann man sich auf das Sargtuch. Dem stand nichts im Wege, weil niemand im Sterben lag.
Alle Kriegervereine aus der Umgebung, sogar aus dem bayerischen Franken, schickten ihre Delegationen in unser Dorf. Bei ihrem Empfang machten sich die Schulkinder nützlich, soweit sie Fahrräder besaßen. Sie radelten ihnen entgegen und kehrten um, sobald sie sie anmarschieren sahen. So wußte die Musik rechtzeitig Bescheid und konnte sie mit klingendem Spiel bei den ersten Häusern begrüßen. Auch aus dem »Geiß-Dorf« kam eine Abordnung. Der Landrat traf pünktlich ein. Noch pünktlicher waren die Honoratioren aus unserem Dorf, zu denen sich auch der Bahnhofsvorsteher zählte, in erster Linie vermöge seiner Uniform, die er wieder hervorgeholt hatte. Er war Stabstrompeter gewesen und hatte sich nur schwer davon abbringen lassen, zur Feier des Tages ein Solo zu blasen. Also mußte er sich damit begnügen, stattlich auszusehen, und wenn es nicht alle gewußt hätten, so wäre niemand auf den Gedanken gekommen, daß er das Amt

des Bahnhofsvorstehers ohne Mithilfe seiner Frau niemals hätte bewältigen können, die für ihn grundsätzlich die Frachtgebühren bei Viehtransporten ausrechnen mußte; denn mit Zahlen stand er auf dem Kriegsfuß. Der Apotheker aber präsentierte sich in seiner Uniform als früherer Oberleutnant der Reserve. Der Schulchor wartete auf den Einsatz. Vier Musikkapellen standen bereit. Ein wohlwollender Chronist hätte die Menge im Sonntagsstaat als unübersehbar bezeichnen können.
Die neue Fahne war die Hauptsache, der Langebauer die Hauptperson. In Anbetracht dessen hatte er sich schon am frühen Morgen und von da an fortgesetzt mit Alkohol gestärkt.
»Denk lieber an dei Red!« sagte seine Frau. »Daß du mir nur net stecke bleibst!«
»Ei, deswege trink ich doch! Do krieg ich Courage!«
Die ersten Programmnummern klappten. Dann war der Langebauer an der Reihe. Kriegervereinswürdig ging er strammen Schrittes und kerzengerade auf das Podium zu. Gemessen bewegte er die Arme. Schon brachten sich aber die Zettel in Erinnerung, die er in seine Röllchen-Manschetten gesteckt hatte; die Zettel mit der Rede! Noch konnte der Langebauer sie mit den Fingern zurückstoßen und wieder verschwinden lassen. Als er jedoch die Stufen zum Podium erreicht hatte, passierte das Malheur: die Zettel rutschten heraus und flatterten zu Boden.
Der Hauptlehrer, der in der Nähe stand, hätte sie nun eigentlich auflesen und dem Langebauer zurückgeben können, doch er wurde nur aschfahl.
»Kannste de Red auswendig?« wisperte er dem Langebauer zu.
»Ei joa!« flüsterte er zurück.
»Dann fang an!«
Großer Tusch der vier Kapellen. Dem Langebauer wurde heiß und kalt in einem.

»Meine Damen und Herren un so weiter un so furt un so weiter un so furt«, begann er.
»Anfang«, zischte der Hauptlehrer von unten.
»Joa, joa, de Anfang. Als wir im vergangenen Jahre die Entweihung der Kriegervereinsfahne im lieblich gelegenen Nachbardörfchen feierten ... feierten un so weiter un so furt un so weiter un so furt ... an einem so schönen Sommertage wie dem heutigen un so weiter un so furt un so weiter un so furt ... do hab ich den Kaspar gefragt, wieviel kost dann euer Fohn, un er hat bei mich gesagt: 75 Mark un 85 Pfennig. Do hab ich gedenkt: verdammter Gaasebauer, wir müsse aach e neu Fohn habe, un wenn se 175 Mark un 185 Pfennig kost!«
Pause. Verlegenheit.
Der Hauptlehrer ringt die Hände. Ein paar Zuhörer grinsen und lachen schon. Alles drängt näher herbei. Der Langebauer schaut hilflos zu seiner Frau hinunter, die ihm verzweifelt Zeichen gibt. »Der verdammte Schnaps!« denkt er.
»Motto«, flüstert der Hauptlehrer aufgeregt.
»Aha, joa!« sagt der Langebauer. »Natürlich der Motto. Der Motto gehen folgendermaßen, wie's in Samt un Gold un Seide uff unser Fohn gestickt is, un wie's in dem Trama Wilhelm Schiller von Tell steht: seid einig, einig, einig un so weiter un so furt, un so weiter un so furt. So wolle aach wir immer einig, einig, einig un so weiter un so furt sein. Un wann's brennt, do warte wir net in de Wirtschaft ab, bis des Gütche halber angebrannt is, sondern wir spritze gleich druff los, ob er jetzt versichert is oder net!«
»Bravo, Bravo« aus dem Publikum, und bei zunehmender Heiterkeit fährt der Langebauer mit seiner Rede fort: »Wir wolle aach net warte, bis de Trompet im ganze Dorf rum is un so weiter un so furt. Wir wisse ja sowieso, wo's brennt. Manchmal wisse wir's sogar vorher! Un so wolle

wir aach immer einig bleibe un keine Steuern zahle! Wir sage einfach, wir habe nix, un wann de Kreiskontrolleur kommt, dann führe wir de Küh in de Fichte, bis er wieder weg is. Wir habe immer zuviel Steuern bezohlt un habe trotzdem das Geld für die Elektrizität uffbringe müsse! Un des is ne große Gemeinheit! Un bei de Maul- un Klauenseuch wolle wir unsern Charakter bessern, un wann e Bauer de Maul- un Klauenseuch hat — sei Vieh se hat — er kriegt se ja net, gell, wolle wir net mit dem Fuß extra in de Kuhmist neitrete un wolle se rübertrage, domit de annere se aach hat. Wir wolle uns korrekt un sauber benehme, wie sich's gehört für anständige Bauern.«

Alle lachen und kichern, weil der Langebauer in purer Verzweiflung gleich alle Sorgen der Bauern auspackt und nicht davon loskommt. Ihm ist nicht mehr zu helfen. Er hört auch nichts mehr, nicht einmal den Hauptlehrer, der ihn wieder auf den richtigen Text bringen will:

»Die Fahne, die Fahne!«

Der Hauptlehrer flüstert längst nicht mehr, sondern ruft ihm das Stichwort unverhohlen zu, um noch etwas von der Rede zu retten.

»De Fohn! De Fohn, Langebauer!« jubelt es aus der Menge. Da bekommt der Langebauer einen Wutanfall und reißt das Sargtuch weg:

»Do habt ihr euer Fohn! Aber eins kann ich euch sage: wann einer von dene verdammte Gaasebauern, die aus der Umgegend hergekommen sind mit ihre läppische Fohn, sagt, unser Fohn wär net schön, wo se doch 175 Mark un 185 Pfennig gekost hat, vielleicht aach noch mehr, wir habe se noch net bezahlt, do haue wir ihne de Knoche kaputt, daß se gor net mehr wisse, wie se haamlaafe solle. Denn auf de Fohn steht gestickt: seid einig, einig, einig un so weiter un so furt un in dem Sinn habe wir zu feiern. Un in diesem Sinne fordere ich euch auf,

meine Dame un Herrn, un de anwesende Herrn von auswärts, einzustimmen mit mir in den Ruf: Un wenn wir aach e Republik habe: Seine Majestät der Kaiser, er lebe hoch, hoch, hoch!«

Die Menge stimmte ein, wenn es auch lange keinen Kaiser mehr gab. Der Hauptlehrer raufte sich die Haare und blickte entschuldigend zum Landrat hinüber, der zum Glück Spaß verstand. »Deutschland, Deutschland über alles« intonierte die Musik. Damit war die Einweihung der Fahne zunächst beendet.

DIE VERHINDERTE FESTREDE

Der Langebauer stieg nach seiner Rede angegriffen vom Podium hinunter und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Niemand gratulierte ihm zu seiner rhetorischen Leistung. Statt Applaus gab es für ihn nur schallendes Gelächter. Es hielt noch an, als sich der Festzug formierte, der den Langebauern an der Spitze sah: einen gebrochenen Mann. Er hatte sich auf den Tag wie kein anderer im Dorf gefreut und Anerkennung und Verehrung erwartet. Und nun hatte er sich so blamiert! Am liebsten wäre er heimlich nach Haus gegangen.

»Verdammte Fohn, verdammte!« grollte er, als er allen voran marschierte, gleich hinter der neuen Kriegervereinsfahne.

Die Kriegervereine folgten mit ihren Fahnen. Auf der kurzen Strecke zum »Grünen Baum« begannen die vier Musikkapellen ein gewaltiges Konzert. Jede intonierte gleichzeitig einen anderen Marsch. Wozu waren sie sonst schließlich da! Ein ohrenbetäubender Lärm.

Der Festzug war rasch am Ziel. Die Straßen leerten sich. In den Gastwirtschaften ging das Fest weiter. Der Kommers fand im »Grünen Baum« statt. Der Langebauer verzichtete auf seinen Ehrenplatz am Honoratiorentisch. Er stellte sich an die Theke und trank ein Glas nach dem andern, um die Wut über seinen mißglückten Auftritt hinunterzuspülen.

»Wie hab ich nur mei Red vergesse könne! Zu dumm, zu dumm! Wo ich doch so viel geübt hab! Un wo ich se doch eigentlich gekonnt hab! Noch'n Glas! Ich muß mich ja schäme! Als ob ich'n Dummkopf wär, der nix im Kopp hat! So'n Malheur aber aach! Un dann die Hitz dazu!«

Der Langebauer kam von seinem Pech nicht los. Aber während er trank und trank und über die Feier unter der

Linde sinnierte, fand sich in seinem Kopf die Rede allmählich wieder ein, Wort für Wort, Satz für Satz. Der Langebauer stellte es verwundert fest:
»Ei, is ja komisch! Ich kann se ja doch, de verdammte Red! Ei, hätt ich doch nur heut morje mehr getrunke!« Und da griff er nach einem Stuhl, kletterte hinauf und rief laut und feierlich über die Köpfe der anderen hinweg:
»Meine Dame un Herrn!«
Das Gebrodel im Saal hörte sogleich auf. Die Leute schauten zu dem Langebauer empor und stießen sich in die Rippen.
»Als wir im vergangenen Jahre die Einweihung der Kriegervereinsfahne im lieblich gelegenen Nachbardörfchen feierten . . .«
»Un so weiter un so furt, un so weiter un so furt!« riefen zunächst einzelne Witzbolde im Saal dazwischen und provozierten Gelächter.
». . . an einem so schöne Sommertag wie dem heutige . . .«
»un so weiter un so furt, un so weiter un so furt!« schrieen nun alle durcheinander.
». . . un do besanne aach wir uns uff de Tradition, die uns zusammehält unner dem Motto: seid einig, einig, einig! Un do habbe wir beschlosse . . .«
»Un so weiter uns so furt! Langebauer, hör uff mit deine Red! Zieh ab! Wir habe genug gehört!«
»Un do habe wir beschlosse, sage ich . . .«
»Un so weiter un so furt, un so weiter un so furt!«
Der Langebauer kam mit seiner Stimme nicht gegen den Orkan an, der ihm aus dem Saal entgegenbrandete. Sein Gesicht war vor Anstrengung puterrot geworden.
»Un so weiter un so furt, un so weiter un so furt!« brüllte es an allen Tischen. Die Stimmung war auf dem Höhepunkt, obwohl der Kommers noch nicht einmal angefangen hatte.
»Aach wir brauche e neu Fohn, hab ich im Vorstand

gesagt, damit wir uns sehe lasse könne!« donnerte der Langebauer, aber selbst diejenigen, die ihm am nächsten saßen, verstanden ihn nicht mehr. Ein paar Sekunden lang schaute er sich im Saal um. Er sah nur lachende Gesichter. Dann gab er es auf, stieg von seinem Stuhl hinunter und wankte hinaus. In dem Durcheinander merkte niemand, daß ihm der Ortsdiener Steinmann folgte. Steinmann war eine wichtige Persönlichkeit. Er hatte viele Funktionen, erst recht an einem Fest. Er hatte die Leute daran erinnern müssen, die Straße zu fegen, die Häuser zu schmücken, die Fahnen hinauszuhängen, hatte die vom Bürgermeister unterschriebenen Einladungen verteilt und zum Postamt getragen und sich darum gekümmert, daß das Podium rechtzeitig aufgestellt wurde. Kaum hatte er sich an diesem Festtage in seine dunkelblaue Phantasieuniform mit den blitzblank geputzten Messingknöpfen geworfen und die Mütze mit den roten Rändern aufgesetzt, da wurde seine Frau, die Hebamme, alarmiert. Sie war mit ihrem Köfferchen gerade erst von einer Geburt zurückgekommen, als sich auch in einem anderen Hause Nachwuchs anmeldete.

»Dahaam bleibste un gibst uff de Kinner acht!« sagte sie kategorisch und ließ ihn mit den drei Kleinen allein, die der Ehe entsprossen waren, obgleich Steinmann nebenbei auch Nachtwächter war. Was blieb ihm anderes übrig, als in voller Uniform das Jüngste in der Wiege zu schaukeln und auch die beiden anderen Sprößlinge im Auge zu behalten, während unter der Linde das große Schauspiel stattfand, das ihn schon wochenlang vorher beschäftigt hatte. Kaum war seine Frau wieder daheim, rannte er zum »Grünen Baum« und kam gerade noch zurecht, um Langebauers zweites Malheur zu erleben. Da er von Amts wegen genügend Erfahrungen mit den Folgen reichlichen Alkoholgenusses hatte, heftete er sich ihm an die Fersen. Der Langebauer steuerte nämlich nach dem Intermezzo im

»Grünen Baum« den »Weißen Hirsch« an, ölte seine Stimme an der Theke, stieg abermals auf einen Stuhl und begann auch hier mit seiner Rede:
»Meine Dame un Herrn! Als wir im vergangenen Jahre . .« Ortsdiener Steinmann betrachtete es als Pflicht und Schuldigkeit, den Langebauer unter dem Jubel der Gäste vom Stuhl herunter zu holen und auf die Straße hinauszubugsieren. Es gelang ihm mühelos, denn der Langebauer wußte ohnehin nicht mehr, wie ihm geschah. Ortsdiener Steinmann blieb ihm aus gutem Grund auf der Spur. Im »Ochsen« und im »Adler«, in der Bahnhofsgaststätte und beim Finkenwirt wollte der Langebauer anschließend seine Rede loswerden, und überall wußte es Steinmann zu verhindern. Aus purer Nächstenliebe und Menschenfreundlichkeit.
Erst am Abend entließ er den verhinderten Redner aus seiner Obhut und übergab ihn guten Freunden, die ihn nach Hause brachten. Denn mittlerweile waren sich im »Grünen Baum« die fremden »Gaasebauern« mit den einheimischen »Kuhbauern« in die Haare geraten, woran mit seiner improvisierten Rede der Mann schuld trug, der nun zu Hause seinen Rausch ausschlief.
Weil der Gendarm an diesem Tage allzu viele Einladungen angenommen hatte und nicht mehr aktionsfähig war, verschaffte sich Ortsdiener Steinmann Respekt bei den Krakeelern. Einen aus dem bayerischen Franken, der sogar das Messer zückte, steckte er kurzerhand ins Spritzenhaus.
Weit nach Mitternacht brachen die auswärtigen Kriegervereine auf. Es geschah mit fliegenden Fahnen und bei lautem Gesang. Da nur eine Straße aus dem Dorf hinausführte, marschierten sie ein paar Kilometer weit gemeinsam, voraus in Dreierreihe die Fahnenträger. Unterwegs kam plötzlich jemand auf die Idee, daß es nicht recht sei, wenn die Fahne aus dem Nachbardorf auf dem rechten

Flügel flattere, die Fahne seines eigenen Kriegervereins dagegen ganz links, denn schließlich war sein Dorf ja doch viel größer als das andere. So wurde denn die Spitze des Zuges neu gebildet, was wiederum anderen nicht paßte. Als die Fahnenaufstellung endlich allen recht war, hatten die ersten Delegationen gerade die heimatlichen Gefilde erreicht. Am anderen Morgen stellten so manche Kriegervereine fest, daß sie mit einer falschen Fahne nach Hause gekommen waren.

TANTE FANNY

Eigentlich sollte Mordche ja Rabbiner werden. In seiner Jugend war dazu kein Universitätsstudium notwendig, sondern lediglich der Besuch von Talmudseminaren vorgeschrieben. Mordche war kindlich fromm, sanftmütig und gut, er war auch intelligent und bei seinen Studien der jüdischen Religionslehre fleißig — aber schon beim ersten Examen fiel er trotzdem durch. Auf das Ergebnis dieses Examens wartete seine Familie schon lange vorher, um so größer war die Enttäuschung und Ratlosigkeit, als er es nicht bestand. »Kannst du nicht der Ehre teilhaftig sein, Rabbiner zu werden, dann kannst du nichts anderes werden, als was man auf dem Lande ist, Händler«, sagten seine enttäuschten Eltern und holten ihn vom Talmudseminar herunter. Mordche wurde Viehhändler. Er blieb sanftmütig und gut. Niemals konnte er es leiden, wenn Kinder geschlagen wurden. »Wie kann man nur die kleinen unschuldigen Menschlein so bestrafen!« redete er mit ruhiger, aber vorwurfsvoller Stimme auf die Mütter ein, wenn er zufällig Zeuge handgreiflicher Erziehung wurde. Außerdem war er alles andere als geschäftstüchtig.

Wenn Mordche bei einem Bauern ein Stück Vieh gekauft und dafür auf dem Markt einen Interessenten gefunden und zwanzig Mark an dem Geschäft verdient hatte, geriet er in arge Gewissensnöte. Er wollte niemanden übervorteilen.

So schlich er abends heimlich zu dem Bauern, der ihm das Stück Vieh verkauft hatte und brachte ihm den halben Verdienst:

»Do, ich hab dir zu wenig Geld gegebe! Hier haste noch zehn Mark!«

Mordche war bei den Bauern der beliebteste Viehhändler.

Daß sich seine Kollegen an ihm ein Beispiel nähmen, war ein Wunsch, der niemals in Erfüllung ging.
Mit seiner Gutmütigkeit konnte Mordche seine große Familie nicht ernähren. Seine Frau haderte deshalb nicht mit ihm. Sie liebte ihn über die Maßen und war stolz auf ihn, auch wenn er nur wenig Geld für den Haushalt beisteuerte. Mit ihrer Tüchtigkeit kompensierte sie seine Großzügigkeit. Bei allen hieß sie Tante Fanny. Sie war eine quicklebendige intelligente Frau, zweifellos die tüchtigste im Dorf. Man sagte: »De Fanny, wenn die in Amerika gebore un aach noch en Mann wär, die wär bestimmt en richtige Dollarmillionär geworde!«
Ihrem Unternehmungsgeist mußte allerdings ein kleiner Laden genügen, in dem sie alles führte, was sich überhaupt verkaufen ließ. Für Tante Fanny gab es keinen Kundenwunsch, der nicht zu erfüllen war, und wenn sie zufällig einmal etwas nicht am Lager hatte, verkaufte sie eben etwas anderes. So geschah es, daß eine Bauersfrau, die eigentlich ein Küchensieb kaufen wollte, mit einem Satz Waschschüsseln nach Hause ging; daß ein Bauer, der an sich eine Kohlenschaufel brauchte, eine Kaffeemühle erstand oder statt einer Bratpfanne eine Vase heimtrug. Tante Fannys Überredungskunst und Verkaufstalent widerstand niemand. Irgend etwas aus ihren Regalen und Schubladen wurde sie an jeden los, der einmal durch die Tür gekommen war.
Die Bauern wußten sich vor ihrer Tüchtigkeit nicht anders zu retten, als daß sie sagten:
»Tante Fanny, wir komme nachher wieder. Erst gehe wir emol in de Wirtschaft un esse un trinke ebbes!« Gegen solche Ausflüchte war Tante Fanny jedoch gewappnet: »Von wege Wirtschaft! Erst mache wir unser Geschäft fertig un dann lad ich euch ein zu Erbsesupp un Wurscht. Sie steht schon fertig uff dem Herd.«
Die Aussicht, umsonst zu essen, ließ die Bauern rasch mit

Tante Fanny einig werden. Sie entschlossen sich zum Kauf, auch wenn es sich um etwas handelte, was sie nicht unbedingt gebrauchen konnten. War dann eigentlich die Erbsensuppe fällig, erklärte Fanny, nachdem sie für einen Augenblick in die Küche verschwunden war:
»Sowas, hat doch de Katz schon wieder de Supp gefresse, un de Wurscht dazu!«
Ihre Kunden bekamen dann nur Pflaumenmusbrot und Kaffee.
Tante Fanny sah genau darauf, daß ihre zahlreichen Lieferanten jedes Jahr Reklamekalender schickten. Diese Reklamekalender verschenkte sie an ihre Kunden. Eines Tages erschien ein Bauer in ihrem Laden und beschwerte sich:
»Hör emol, Tante Fanny, du hast mir do 'n Kalender gegebe. Den hab ich dem Herrn Pfarrer gezeigt, und der Herr Pfarrer hat zu mir gesagt, ei, er wär ja schon ein Jahr alt!« Tante Fanny warf einen Blick auf den Kalender, den ihr der Bauer unter die Nase hielt, und sagte:
»Ja, es stimmt! Aber was macht dann des aus! Is doch nur 'n Tag Unnerschied. Was letzt Johr e Donnerstag wor, is dies Johr e Freitag. Des mußte dir merke. Dann is de Kalender so gut wie jeder annere!«
Das leuchtete dem Bauern ein. Zufrieden nahm er den Kalender wieder mit.
Tante Fanny war bei allen beliebt und angesehen. Sie kümmerte sich aber auch um alle. Wer eine Hilfe brauchte, konnte getrost zu ihr gehen. Sie war eine Persönlichkeit. Sie urteilte mit gesundem Menschenverstand, kannte das Leben und hatte für jeden Menschen ein offenes Herz. Weithin genoß sie Vertrauen. Wer aus den Nachbargemeinden zu uns ins Dorf kam, schaute stets auch bei Tante Fanny hinein, berichtete über Neuigkeiten aus der Familie und stellte ihr die Kinder vor, für die sie immer eine Kleinigkeit zum Spielen oder Naschen hatte.

Dabei war dann gute Gelegenheit, sich von ihr rasch ein paar Ratschläge geben zu lassen. Und wenn die Kinder schon größer waren, konnte man Tante Fanny auch darum bitten, daß sie eine Ehe stiften helfe.

Es war ein großer Verlust für das Dorf, als sie eines Tages fortzog. Ihre erwachsenen Söhne hatten in der Stadt ein Haus gekauft, um das Geschäft ihrer Mutter zu vergrößern. Als es ans Abschiednehmen ging, flossen viele Tränen.

»Daß ich in meim Alter noch emol von hier fort müßt', hätt' ich net geglaabt«, schluchzte Tante Fanny, als der Leiterwagen mit den Möbeln bepackt war und sie in die Chaise stieg, um hinterher zu fahren. »Kommt wenigstens emol un besucht mich«, bat sie die vielen Frauen und Männer, die sich eingefunden hatten.

In jedem Dorf mußte sie anhalten und viel Hände schütteln.

»Ach, bei euch wär ich gern gebliebe!« sagte sie jedesmal. »Hier hätt ich mich wohlfühle könne!« — und weiter rollte die Chaise.

Als sie in der Stadt eingetroffen war, sagte Tante Fanny fröhlich:

»Hier wollt ich schon immer lebe!«

»Un do hab ich mir gedacht, wann de mir de Sarah gebe tätst, käm mei Wirtschaft wieder in Ordnung. So ohne Fraa, weißte, geht alles drunner un drüber!«

Fischers Julius machte sich vor lauter Verlegenheit an seinem Sabbathrock zu schaffen und klopfte vom Ärmel Staub ab, der überhaupt nicht vorhanden war. Dann fingert er auch noch aufgeregt an seinem Schlips herum, obwohl er tadellos saß. Aber wem ist schon wohl in seiner Haut, wenn er beim Vater um die Hand der Auserwählten anhält.

»Ei, guck emol an! De Sarah willste freie, des jung Ding!«

»Ja, wenn's recht wäre! Ich hab mir gedacht . . . Jetzt, wo de Else net mer is . . .«

»Bist mir aber 'n lustiger Witwer, muß ich sage! Mit de Trauer haste dich net lang uffgehalte, weiß Gott!«

»Wie kannste sowas behaupte, wo ich doch so an mei arme Fraa gehängt hab!«

»Sag emol, wie lang is se jetzt eigentlich schon tot?«

»Ei, in vierzehn Tag sind's drei Woche!«

»Se hätt noch lebe könne, mein Lieber, wenn du besser für se gesorgt hättst!«

»Des sagste mir, wo ich extra noch den Dokter geholt hab un wo ich's so gut gemeint hab! ›Ei‹, hat er zu mir gesagt, ›des is net weiter schlimm, mache Se ihrer Fraa nasse Wickel, und wechsle Se se so oft wie möglich.‹ Und was hab ich gemacht in meine Gutmütigkeit? Ich hab se in de Bütt gestellt un immer Wasser druff! Un immer Wasser druff! Was is passiert, sie is doch gestorbe!«

Fischers Julius bekam die Sarah nicht. Er bekam überhaupt keine Frau mehr. Seine handfeste Therapie hatte die heiratslustigen Mädchen der ganzen Gegend vor ihm gewarnt.

»An mei'm Pech is bloß der Dokter schuld! Wär ich doch nur zum Schäfer gegange wie sonst aach, do hätt ich des Unglück net erlebt!« jammerte er.
Der Dorfarzt Dr. Stöpke hatte damals nicht viel zu tun. Ein Konkurrent machte ihm schwer zu schaffen: der Schäfer Klemm, der im Ruf stand, mit Allerweltsmitteln alle möglichen Krankheiten schmerzlos, schnell und billig auszukurieren. Letzteres war das wichtigste. Wer trug schon gern sein Geld zum Arzt, wenn er ein paar Häuser weiter fast umsonst behandelt wurde. Die Leute im Dorf verstanden so wenig von der ärztlichen Kunst, daß dem Schäfer ein paar Zufallserfolge immer mehr Patienten brachten, Dr. Stöpke immer weniger zu tun bekam und nur noch im äußersten Notfall konsultiert wurde. Eines Tages raffte ein Bauer allen Mut zusammen und ging zu Dr. Stöpke, der eine Blinddarmentzündung feststellte und, da er selbst nicht mehr helfen konnte, darauf drang, daß der Bauer unverzüglich in die Kreisstadt fahre und sich im Krankenhaus operieren lasse. In die Kreisstadt fahren? Sich im Krankenhaus operieren lassen? Vor nichts hatte der Bauer mehr Angst, und Geld würde die Geschichte auch noch kosten! Er schlug den Rat des Arztes in den Wind und befragte den Schäfer Klemm. Der beruhigte ihn und riet ihm zu ein paar harmlosen Mitteln. Vierzehn Tage später war der Bauer tot.
Dr. Stöpke mußte den Leichenschein ausstellen, und da sah er endlich eine Gelegenheit gekommen, sich an dem Schäfer zu rächen, der ihm längst ein Dorn im Auge war. In die Rubrik »Todesursache« schrieb er deshalb »Kurpfuscher Klemm«.
Das ließ der Schäfer nicht auf sich sitzen. Er verklagte den Arzt wegen übler Nachrede und Beleidigung, bekam im Prozeß recht, und Dr. Stöpke mußte, so sehr er sich auch bemüht hatte, den Schäfer zu entlarven, hundert Mark Strafe bezahlen.

»Mach ich gern!« sagte er nach der Verhandlung zum Apotheker, der ihn zum Amtsgericht begleitet hatte. »Ein Kurpfuscher bleibt der Klemm in meinen Augen doch! Justitia war eben mal wieder mit Blindheit geschlagen!«

Zu den beiden Männern, die im Gang vor dem Gerichtssaal den Ausgang des Prozesses diskutierten, trat ein kleiner, unscheinbarer Mensch. Er war ärmlich gekleidet, aber seine Augen leuchteten, als er Dr. Stöpke die Hand schüttelte. »Dem Klemm habe Se schön eins ausgewischt!« sagte er anerkennend. »War auch schon längst fällig! Mein Sohn, der aach bald Doktor is, hätt's genauso gemacht wie Sie, Herr Doktor!«

Es war ein Viehhändler aus unserem Dorf, der sich und seine Familie mühselig durch das Leben brachte und dem bisher nur ein Wunsch in Erfüllung gegangen war: Sein einziger Sohn hatte »uff dene Hohe Schule« das Zeug zum Studieren gezeigt und würde eines Tages Arzt sein. Dazu war natürlich eigentlich kein Geld vorhanden, aber wenn der Sohn schon ein »Gescheiter« werden konnte, mußte eben alles zusammengekratzt werden. Der Viehhändler und seine Frau sparten sich das Essen vom Munde ab. Jeden Groschen legten sie zurück, damit der junge Mann auf der Universität sein könne. Und nun hatte der Filius das erste Semester schon passiert. In seinen Ferien büffelte er in der guten Stube der Eltern über den Büchern. Im Haus ging man auf Zehenspitzen umher, um den angehenden Mediziner nur ja nicht zu stören.

Sein Vater hatte nur sehr vage Vorstellungen vom Medizinstudium, aber das hinderte ihn nicht, seinen Sohn voller Bewunderung zu betrachten: Er war glücklich, daß er es einmal besser haben werde, und von diesem Glück erzählte er jedermann.

Im Sommer begann der Gottesdienst in der Synagoge morgens um acht Uhr. Schon zwei Stunden vorher ging der kleine Viehhändler im Festtagsstaat vor seinem Haus auf

und ab. Wer vorbeikam, blieb bei ihm stehen und fragte, warum er denn schon so früh auf den Beinen sei. Und dann sagte der Viehhändler stolz:
»Do obe, in de gut Stubb, do liegt mein Sohn, der uff Dokter studiert. Der schloft noch. Ich wart uff'n. Ich will mit ihm in de Synagog gehe!«
Beim Gottesdienst wurde der Sohn zur Thorarolle aufgerufen: Eine Ehre, die allen Juden widerfuhr, die zu Besuch im Dorf waren. Die Ehre für den Sohn übertrug sich auch auf den Vater. Nach dem Gottesdienst gingen Vater und Sohn nach Hause. Der Vater blieb noch auf der Straße, um jemanden zu finden, mit dem er über seinen Sohn sprechen könnte. Er mußte nicht lange warten.
»So, so, dei Sohn is dahaam. Was macht er denn ebe?«
»Der is do obe in de gut Stubb!«
»Is er denn schon Dokter? Kann er schon Leut heile?«
»Noja«, sagte der stolze Vater, »kleine Kinder heilt er schon. Große Persone komme erst später dran!«
Er hat es noch erlebt, daß sein Sohn ein guter Arzt wurde.

DER PARNESS

Als in den zwanziger Jahren die Wahlredner der politischen Parteien selbst in unser Dorf einfielen, um sich mit ihren Argumenten hier ein paar zusätzliche Stimmen zu verschaffen, verstand Lazarus Hecht beileibe nicht alles, was mit mehr oder weniger Überzeugungskraft in den Wirtshaussälen vorgetragen wurde. Sperrte er auch noch so sehr seine Ohren auf, so hörte er als Quintessenz doch immer nur heraus, daß bessere Zeiten kommen sollten. Dafür war er durchaus zu haben. Wenn er schon in den Wahlversammlungen notgedrungen den Mund halten mußte, weil er »von dene Sache« nicht genug verstand, so hielt er sich dafür in den Debatten über Angelegenheiten, die das Dorf und die jüdische Gemeinde betrafen, schadlos. Je älter er wurde, um so mehr glaubte er, ein Wörtchen mitreden zu können.

»Ich bin dagege! Ich protestier! Ich war weit fort in de Welt, ihr könnt mir's glaabe, ich kenn de Welt!« pflegte er zu sagen, bevor er redselig ins Detail ging. Aber nein, einen Krakeeler konnte man ihn deshalb noch nicht nennen.

»Wann de Lohzerus alles besser weiß, ei, do loßt ihn doch mitmache!« sagte man eines Tages im Vorstand der jüdischen Gemeinde. Und so geschah es. Aber paradoxerweise war Lazarus Hecht von da an mucksmäuschenstill und beschränkte sich in den Sitzungen auf das Dabeisein. Seine passive Rolle tat freilich seinem Hochgefühl keinen Abbruch.

»Seht ihr's! Se könne ohne mich net auskomme! Se habe mich zugezoge!« renommierte er im jüdischen Café. Er nahm sich furchtbar wichtig, und das taten auch die übrigen Mitglieder des Vorstandes, die auch kaum mehr zu sagen hatten.

Denn der M. L. führte das große Wort. Er war der Parness, der Vorsitzende des Gemeindevorstandes. Um Mehrheitsbeschlüsse kümmerte er sich grundsätzlich dann nicht, wenn sie ihm nicht paßten: Er tat, was er allein für richtig hielt. Vor lauter Respekt nahm ihm das niemand übel, und außerdem waren es keine weltbewegenden Dinge, über die entschieden werden mußte. Der M. L. hatte das höchste Ehrenamt der jüdischen Gemeinde lange vor dem ersten Weltkrieg erhalten, weil er der größte Unternehmer im Dorf war. Auch in das Dorfparlament hätte er eigentlich kommen sollen, aber das hatte er abgelehnt: »Da wird mir zuviel geredet und zuwenig gehandelt!« hatte er kategorisch erklärt. Als Vorsteher der jüdischen Gemeinde führte er ein strenges Regiment. Ihm kam es vor allem darauf an, daß nicht ein Pfennig des Gemeindevermögens verschleudert wurde. Einmal kam er auf den Gedanken, nachzukontrollieren, wie sich im Laufe der Jahre der Petroleumbedarf für die Beleuchtung der Synagoge entwickelt habe. Und siehe da: der Verbrauch war gestiegen, zwar nur um eine minimale Menge, aber immerhin! Der M. L. war beunruhigt, obwohl es sich im Budget der Gemeinde so gut wie nicht auswirkte. Er erließ eine Verfügung, daß künftig der Bedarf an Petroleum für die Synagoge unter den wenigen Kaufleuten im Dorf ausgeschrieben werde, und daß dem billigsten Angebot der Zuschlag erteilt werden müsse. Mit großer Sorgfalt prüfte er dann die Preise — und gab seiner eigenen Firma, d. h. sich selbst den Auftrag, das Liter Petroleum um einen halben Pfennig billiger anzubieten als der Kaufmann, der am schärfsten kalkuliert hatte. So lieferte der M. L. fortan das Petroleum. Er verdiente fast nichts daran, aber sein Ziel war erreicht: die Gemeinde sparte Geld.

Der M. L. handelte mit Steinen, Holz, Zement, Kies, Kalk, kurzum mit Baumaterialien. Später erweiterte er sein

Geschäft, und er hatte schließlich alles zu verkaufen, was die Bauern für die Landwirtschaft brauchten. Eines Tages kam er dahinter, daß es in der Nähe des Dorfes ein großes Basaltvorkommen gab. Er kaufte sich unverzüglich den ganzen Berg und eröffnete einen Steinbruch, der in den Wintermonaten, wenn die Bauern auf den Feldern nichts zu tun hatten, vielen Arbeit bot. Mit den Einnahmen aus dem Steinbruch erwarb er wenig später eine Ziegelei im Nachbardorf, das genau 1,9 km von unserem Dorf entfernt war. Von da an brauchte er die Bauern noch mehr, denn das Nachbardorf hatte keine Bahnstation, und die Ziegel mußten deshalb mit ihren Fuhrwerken zu unserem Bahnhof zu seinem eigenen Gleisanschluß transportiert werden. Das ging langsam vonstatten und war umständlich. Außerdem standen die Bauern in den Monaten der Feldarbeit nicht zur Verfügung. Da las der M. L. in der Zeitung, daß irgendwo in Schlesien eine Drahtseilbahn zu verkaufen war. Er reiste hin, kaufte und zahlte gleich in bar. Nach einiger Zeit begann bereits die Montage. Zwischen der Ziegelei und unserem Bahnhof wurden die Masten aufgestellt. Das Dorf war in heller Aufregung.

Am Wochenende wanderten alle hinaus, um sich vom Fortgang der Arbeiten zu überzeugen. Am Sabbath waren es nachmittags, wenn das Wetter schön war, die jüdischen Bewohner, am Sonntag die Christen. Alle waren an der Drahtseilbahn interessiert, vor allem die Bauern, über deren Wiesen sie fahren sollte. Sie hatten zum Teil einen großen Batzen Geld dafür bekommen, daß sie das Aufstellen der Masten auf ihrem Grund und Boden erlaubt hatten. Abends traf man sich dann im jüdischen Café oder in einem Wirtshaus und geriet in Diskussionen, wobei die verschiedensten Mutmaßungen auftauchten.

»Es will mir net in de Kopp, wie man de Stein durch de Luft fahre kann!« sagten die einen. »De Waage müsse doch Räder habe!« »Ja, de Waage werde aach Räder

habe«, belehrten die anderen. »Aber die Räder sin obe an de Waage, un de Ladung hängt drunner!«
»Ei gell, du willst mich uff'n Arm nehme. Wenn de Räder obe sin un de Ladung is unne, do fällt doch alles uff de Erd!«
Als dann eines Tages die Drahtseilbahn funktionierte, war das Dorf um eine Attraktion reicher.
Und um eine Hauptperson. Das war der Maschinist Lohrmann, der die Drahtseilbahn bedienen mußte. Der M. L. hatte ihm das verantwortungsvolle Amt übertragen. In der ersten Zeit hatte er immer eine Menge neugieriger Zuschauer bei seiner Tätigkeit an dem neuen technischen Wunderwerk.

Mit seinem Weidenkorb, in dem er Fleisch und Knochen in die umliegenden Dörfer getragen hatte, blieb einmal auch das Abrahamche bei der Ziegelei stehen und sah zu, wie die Ziegel verladen wurden und hoch über seinem Kopf die Reise zu unserem Bahnhof antraten. Das war fünf Minuten vor zwölf Uhr.

»Ich möcht aach schon emol fahre«, sagte er zum Lohrmann.

»So durch de Luft un alles von obe betrachte!«

»Kann ich mir denke! Aber 's geht net!«

»Ei, ne Ausnahm dürfste schon mache bei mir!«

»Von wege! Nachher fällste runner, un ich krieg de Ärger!«

»Ich bin doch ganz leicht, do passiert schon nix!«

»Was gibste denn?«

»'ne Wurscht!«

Der Maschinist Lohrmann war mit dieser Gegenleistung einverstanden.

»Alsdann, komm her un steig ein!«

Das Abrahamche ließ es sich nicht zweimal sagen. Mitsamt seinem Weidenkorb bestieg er die Drahtseilbahn.

Den Maschinisten Lohrmann kostete es nur einen Hebeldruck und schon begann die Fahrt, und das Abrahamche schwebte davon, und zwar genau 0,9 Kilometer weit.

Zwölf Schläge von der Kirchturmuhr. Mittagszeit. Lohrmann brachte die Drahtseilbahn zum Halten, setzte sich auf sein Fahrrad und fuhr ins Dorf. Auf halbem Wege etwa sah er das Abrahamche in der Luft schweben, das ihm ängstlich zurief:

»Ei, Lohrmann, was machste? Is de Bahn kaputt?«

»Mittag is!« rief Lohrmann lachend zum Abrahamche hinauf.

»Mei Fraa wart mit'm Esse. Ich bin in 'ner Stund wieder do. Guck dir nur gut de Gegend an. So schnell siehste se von obe net wieder!« Schadenfroh grinsend radelte er davon. Das Abrahamche sah plötzlich ein, daß ihm der Lohrmann durchaus keinen Gefallen getan, sondern nur einen Streich gespielt hatte. Da saß er nun, hoch in der Luft, mutterseelenallein und mußte die Aussicht genießen, wohl oder übel. Lohrmann hatte nichts Eiligeres zu tun, als zu Abrahamches Frau zu fahren.

»Schimessen, wo is denn dei Mann?«

»Der is über Land!«

»Des kann man wohl sage!« amüsierte sich Lohrmann. »Er hockt in de Drahtseilbahn und guckt sich de Gegend an! Heut wird dei Supp kalt! Er ist genau über de Weidemühl.«

»Ha!« schrie die Schimessen auf. »Das sieht ihm ähnlich! Dem Tagdieb, dem Faulenzer! Na wart, der kriegt se!«

Sie ließ alles stehn und liegen und rannte unter wilden Drohungen aus dem Haus.

»Der Tagdieb, der Faulenzer! der kriegt se wie noch nie!« Die Leute auf der Straße witterten einen handgreiflichen Ehestreit und folgten der Schimessen nach, als die mit aufgelösten Haaren und flatternder Schürze aus dem Dorf lief. Nach genau einem Kilometer erreichte sie außer Atem die Stelle, wo das Abrahamche hoch oben in der Drahtseilbahn saß. Er hatte seine Frau schon von weitem kommen sehen und sich auf einiges gefaßt gemacht.

»Hab ich dich endlich gefunne!« japste die Schimessen. »Da obe hockt er also un guckt Löcher in de Luft anstatt zu schaffe wie'n anständige Mensch!«

Das Abrahamche wollte sich rechtfertigen.

»Ei, is doch net mei Schuld! Ich kann doch nix dafür, wenn . . .« er kam nicht weiter.

»Komm mir ja net runner!« schrie die Schimessen drohend.

»Ei, ich kann ja aach net, es geht ja net!« wimmerte das Abrahamche.
Alle, die der Schimessen nachgelaufen waren, kamen auf ihre Kosten. Fast eine Stunde lang schrie sie Zeter und Mordio, ließ kein gutes Haar an ihrem Mann und stieß böse Verwünschungen aus.
Im Dorf hatte der Maschinist Lohrmann inzwischen seine Suppe ausgelöffelt und sich wieder auf sein Rad gesetzt. Punkt ein Uhr brachte er die Drahtseilbahn wieder in Fahrt. Langsam bewegte sich der Wagen, in dem das Abrahamche saß, zum Bahnhof. Die Schimessen folgte ihm auf der Straße, hinter ihr die Zuschauer aus dem Dorf. Am Gleisanschluß empfing sie das Abrahamche, das mühselig aus dem Wagen kletterte, wie eine Furie, packte ihn am Kragen und schleppte ihn unter weiteren Verwünschungen nach Haus. So leid allen das Abrahamche tat, mit seiner rabiaten Frau wagte sich keiner anzubinden.
Das Abrahamche war Kummer gewöhnt. Was hätte er nach diesem Ausflug schon von seiner Frau erwarten dürfen.
»Schön war's doch!« sagte er nachher im jüdischen Café. »Ihr könnt mir's glaabe! Alles war ganz klaa, de Kinz, de Bäum, de Küh, de Stroß un de Mensche, sogar de Schimessen!«
Als das Abrahamche in seinen letzten Jahren allein war, lebte er bei dem Metzger, seinem Lieferanten. Er hatte auch dann wenig zu lachen, denn er war ja arm. Da er sich gegen Almosen sträubte, mußte man sich schon Mühe geben, wenn man ihm was schenken wollte. Ein paar Zigarren oder etwas Tabak für seine Pfeife.
»Da schau her«, sagte ich einmal zu ihm und zeigte ihm ein Kistchen Zigarren. »Solch Zeugs verkaufen sie jetzt in der Stadt. Man kanns nicht rauchen! Das beste ist es, ich werf die Zigarren auf den Mist!«
Das Abrahamche protestierte heftig:

»Nur net! Du kannst de Zigarre net uff'n Mist schmeiße, dann wird ja de Mist verdorbe! Da raach ich se lieber!«
Keine andere Reaktion hatte ich beabsichtigt. Ich gab ihm die Zigarren und sagte:
»Mach damit, was du willst! Ich rauche sie jedenfalls nicht!«
So versorgte ich auch in Zukunft das Abrahamche mit Tabakwaren.

DAS STÄNDCHEN

Mein Vater fand eines Tages heraus, daß das Dirigieren des Singvereins beim Gottesdienst am Sabbath eine Arbeit darstelle, die den Gesetzen widerspreche. Er wandte sich an den Hauptlehrer Müller, damit er ihm einen musikalischen christlichen Lehrer zur Verfügung stelle. Natürlich mußten zuerst noch der Landrat, die Schulbehörde und der Superintendent gefragt werden, aber dann war auch dies Problem gelöst, und von nun an leitete am Sabbath und an Feiertagen der Lehrer Frühauf in der Synagoge mit Begeisterung und Talent den jüdischen Singverein.

Als er erfuhr, daß der M. L. demnächst fünfundzwanzig Jahre Gemeindevorsteher sei, regte er an, dem Jubilar abends ein Ständchen zu bringen. Wochenlang probte er mit dem Chor — in aller Heimlichkeit, aber das Lied, das er einstudierte, kannte bald jeder im Dorf. Es wurde nicht nur im jüdischen Café, sondern auch in den anderen Gastwirtschaften schon lange vor dem Festtag zu später Stunde angestimmt, selbst von den Mitgliedern des Konkurrenzchors, des Gesangvereins der evangelischen Gemeinde. Und die Kinder sangen das Lied beim Spielen auf der Straße. Nur der M. L. kannte es noch nicht, denn er sprach nach der Arbeit mit keinem Menschen, sondern ging sofort schlafen. Was außerhalb seines Geschäftes vorging, interessierte ihn nicht. Endlich war der große Tag gekommen. Mit Einbruch der Dunkelheit versammelte sich der Singverein mit Lehrer Frühauf im Hof des Jubilars. Der M. L. wurde an das Fenster gerufen. Lehrer Frühauf stieg auf einer Leiter ein paar Sprossen empor, klammerte sich mit einer Hand fest, gab den einzelnen Stimmen mit einer kleinen Pfeife die Einsatztöne, und dann erscholl das Lied: »Vöglein, was singst du im

Walde so laut, waruhm, waharuhm? Suchst du den Bräutigam oder die Braut, waruhm, waharuhm?«
Lehrer Frühauf war ein intelligenter, musikalischer Mann. Aber dies Lied war ein Mißgriff. Todernst, ungerührt, hörte sich der M. L. den Gesang an, er verzog am Fenster keine Miene. Als der letzte Ton verklungen war, sprach er zu den Sängern:
»Ich danke Ihnen, meine Herren! Ich habe im Leben zwei Frauen beerdigt. Mehr habe ich nicht zu sagen. Guten Abend!«
Dann schloß er das Fenster wieder und trat in sein Zimmer zurück. Er dachte nicht daran, die Sänger in sein Haus einzuladen und mit ihnen auf das Jubiläum anzustoßen. Wahrscheinlich hatte er den Sinn des Ständchens überhaupt nicht begriffen. Irgendwie mußte das Lied in ihm auch ferne, wehe Erinnerungen geweckt haben. Der Chor stand noch eine Weile im Hof herum und harrte der Dinge, die ja eigentlich kommen mußten. Aber es geschah nichts mehr. Mit trockenen Kehlen gingen die Sänger schließlich davon. In das jüdische Café. Es war ein trauriger Einzug. Dort saßen bereits die Stammgäste, unter ihnen auch der Tierarzt und der Amtsrichter, und alle glaubten, die sangesfrohen Gratulanten hätten ein paar Flaschen Wein oder gar Schnaps mitgebracht. Mit ihren enttäuschten Gesichtern und leeren Händen ernteten sie zunächst einmal großes Gelächter. Aber der Tierarzt wußte sie zu trösten. Er gab für alle ein paar Runden aus. Bald war der Singverein wieder eine fröhliche Runde, und unter seinem Dirigenten erklang noch einmal das Jubiläumslied: »Vöglein, was singst du im Walde so laut, waruhm, waharuhm?« Man war sich einig, daß man dem M. L. in seinem Alter viel zugutehalten müsse.
Der M. L. war in der letzten Zeit wunderlich geworden. Ein kleiner Tyrann war er zwar schon immer gewesen. Jetzt duldete er erst recht keinen Widerspruch mehr,

wurde auch immer kleinlicher und geiziger und verstand es nicht, wenn sein Sohn, den er in das Geschäft aufgenommen hatte, Neuerungen einführen wollte. Luxus waren in seinen Augen Telefon und Schreibmaschine oder gar ein Auto. Es gab Meinungsverschiedenheiten und böse Worte, denn der M. L. wollte die Zügel fest in der Hand behalten. Als er schließlich einsah, daß frischer Wind im Geschäft nicht schadete, daß im Gegenteil Neuerungen, die sein Sohn nach langen Kämpfen durchgesetzt hatte, zu weiterem Aufschwung führten, ging er mit sich selbst zu Rate und beschloß schweren Herzens, sich zur Ruhe zu setzen.

Am Dorfausgang baute er sich ein Haus aus dem besten Material, das er am Lager hatte, eine regelrechte Villa, allerdings ohne Bad. »Das sind so neumodische Sachen, von denen man jetzt spricht. Das hat es früher nicht gegeben. Was brauch ich's. Mir langt der Zuber in der Waschküche«, war seine Ansicht. Als das Haus fertiggestellt war, sagte er zu seinem Sohn: »Ich werde das Geschäft verlassen. Jetzt kannst du es übernehmen!« Noch zur selben Stunde packte er seine Sachen und zog um.

Von da an verließ er sein neues Haus nur noch selten. Seine Gedanken aber waren nach wie vor im Geschäft, das er aufgebaut und durch die Jahrzehnte geleitet hatte, an dem sein Herz hing. Immer hatte er Angst, es könne etwas falsch gemacht werden. Aber das zeigte er seinem Sohn nicht. Es war sein stiller Wunsch, daß er um Rat gebeten würde, um Hilfe und Auskunft, daß man auf seine Erfahrungen zurückgreifen müsse, wenn einmal Schwierigkeiten aufträten. Aber das geschah nicht. Man brauchte den alten Mann nicht mehr, der resigniert und verbittert an seinem Fenster saß und immer schweigsamer wurde. Er verzichtete selbst auf den Besuch seines Sohnes am Neujahrsfest.

»In Zukunft braucht ihr euch nicht mehr zu bemühen!«

sagte er beim ersten Neujahrsfest nach seinem Ausscheiden, als der Sohn abends mit seiner Familie kam.
»Wir sehen uns ja im Synagogenhof und können uns dabei alles Gute wünschen.«
Der Verwaltung der jüdischen Gemeinde nahm er sich jetzt noch stärker an. Aber das war nur ein bescheidener Ersatz für seine Geschäftstüchtigkeit. Bald darauf starb er. Es gab die größte und feierlichste Beerdigung, die das Dorf jemals erlebt hatte. Alles war von der Beerdigungsbrüderschaft, der Heiligen Gemeinschaft, der die Männer nach ihrer Heirat beitreten, aufs sorgsamste vorbereitet worden. Der M. L. lag in seinem weißen Sterbekleid, das er an den Festen des offenen Himmels, am Neujahrs- und Versöhnungsfest, immer getragen hatte, in dem ungehobelten Sarg aus Tannenholz, den der Höchste wie der Geringste erhält, den auch nie eine Blume schmückt. Sein Kopf war auf ein Säckchen Erde aus dem Heiligen Land gebettet: ein Symbol für die Heimkehr nach Palästina.
Der Rabbiner hielt vor dem Haus die Trauerrede. Zwölf Kilometer weit begleiteten die Familienangehörigen und das halbe Dorf den M. L. auf seinem letzten Weg zu dem Friedhof hoch oben auf einem Berg. Hier begruben die Juden aus ungefähr dreißig Gemeinden unserer Gegend seit langem ihre Toten. Sterbegebete wurden gesprochen.
Nach der Beerdigung gingen viele zu den Gräbern ihrer Angehörigen und Freunde und legten ein paar Steinchen auf die Grabmäler — so hatte sich der alte Brauch aus Palästina gewandelt, die Gräber, in denen man die Toten ohne Sarg bestattet hatte, mit schweren Steinen zu schützen.
Bei der Heimkehr des Trauerzuges überreichten die Nachbarn, Christen wie Juden, den Angehörigen ein gekochtes Ei, als Zeichen des Trostes und der Wiedergeburt.

»Mei Luftschnapper kommt! Ich muß emol telefoniere! Un zwar nach Frankfurt!«

Mit diesen Worten kam an einem schönen Sommertag ein kleiner Mann auf Pantoffeln zu uns ins Haus gerannt. Es war Leib Spiro. Niemand hatte ihn jemals ohne seine graue Drillichjacke gesehen, unter der er auch bei der größten Hitze eine verwaschene Weste trug, deshalb nämlich, weil er an ihr am besten seine große uralte Nickeluhrkette befestigen konnte. Natürlich hing an dieser Uhrkette auch eine Uhr, eine ungewöhnlich große Uhr sogar. Sie steckte in einer Schutzhülle, obwohl sie wie die Kette vollkommen wertlos war. Uhr und Kette waren sein ganzer Stolz, das einzige übrigens, was ihm im Leben durch Erbschaft zugefallen war. Es handelte sich dabei um eine Uhr, die noch mit einem kleinen Schlüssel aufgezogen werden mußte. Sei es, daß Leib Spiro einen solchen Schlüssel nicht mitgeerbt hatte, sei es, daß er ihn verloren hatte: die Uhr hatte er jedenfalls niemals aufgezogen. Ihm war auch nicht der Gedanke gekommen, sich einen anderen Schlüssel zu beschaffen oder das Erbstück zu einem Uhrmacher zu tragen. Sie ging eben nicht mehr. Damit hatte er sich abgefunden. Was Gott schickt, das ist wohlgetan. Wozu brauchte er eine Uhr, die sogar ging. Er merkte, wenn es hell wurde und wenn es dunkel wurde, und das genügte ihm.

Immer trug er auch ein gesticktes Käppchen, denn er war ein frommer Jude und rechnete damit, daß er in jedem Augenblick zum Beten bereit sein müsse. Auf seiner Nase saß eine Brille mit dicken ovalen Gläsern. Genauer gesagt, saß diese Brille auf seiner äußersten Nasenspitze, er sah über sie hinweg.

Leib Spiro wollte also bei uns telefonieren. Er wollte eine

Errungenschaft benutzen, die gerade erst in das Dorf gekommen war und mit Respekt behandelt wurde. Meine Mutter stellte die Verbindung mit Frankfurt her; eine umständliche Prozedur, die Leib Spiro mit weit aufgerissenen Augen verfolgte. Da meldete sich die gewünschte Stimme in Frankfurt. Meine Mutter drückte ihm den Hörer in die Hand. Aber Leib Spiro wagte es nicht, den Hörer an sein Ohr zu halten. Sicher hatte er Angst. Er ließ seinen Gesprächspartner auch nicht zu Wort kommen, sondern brüllte aufgeregt in die Muschel, daß man es einige Häuser weit hören konnte: »Is alles bereit! Is alles bereit! 's Kind kann komme! Jawoll, alles bereit, absolut bereit! Hier is nämlich Leib Spiro. 's Kind kann komme!«

Und dann hängte er den Hörer auch schon wieder ein. »Aber was machst du denn!« sagte meine Mutter. »Du brauchst doch nicht so schrecklich zu schreien! Das ist doch gar nicht nötig!«

»Net nötig?« fragte Leib Spiro ungläubig. »Wo's doch bis Frankfurt so weit is?«

Er gehörte zu den kleinen Leuten im Dorf, die im Sommer Pensionsgäste aus Frankfurt und Würzburg aufnahmen, meistens Kinder, die sich in der guten Luft bei uns erholen sollten. Sie waren zu Hause zwar bessere Verhältnisse gewöhnt, als sie ihnen das Dorf bieten konnte, aber dafür war eben hier draußen die Luft besser. Den Bauern leuchtete es freilich niemals recht ein, warum man nur wegen guter Landluft verreisen konnte. Strenggläubige jüdische Eltern durften auch sicher sein, daß ihre Kinder während der Ferien bei uns nur gesetzestreu zubereitete Mahlzeiten erhielten.

Leib Spiro war Kaufmann. Er bewohnte mit seiner Frau ein kleines Haus. Der Laden im Erdgeschoß war eigentlich nur eine große Stube. Kamen Kunden, ertönte eine schrille Glocke, denn Leib Spiro war nicht nur kurzsichtig, sondern auch schwerhörig und hatte immer Angst, daß

von seinen Schätzen etwas gestohlen werde. Da standen auf Regalen zu beiden Seiten eines mächtigen altmodischen Spiegels Kartons in allen Größen. Sie dienten allerdings nur als Dekoration, denn sie waren samt und sonders leer. »Ich bin Spezialist! Ich betreib 'n Schirmgeschäft!« pflegte Leib Spiro zu sagen, wenn man ihn nach seiner Branche fragte. In einem Glasschrank befanden sich tatsächlich zwei Regenschirme. Jahraus, jahrein, ein großer, grauer Schirm, wie ihn früher die Bauern bei sich hatten, wenn sie zum Markt gingen, und ein wesentlich kleinerer, auch etwas eleganterer Schirm, ein Damenschirm, der jedoch ebenfalls längst nicht mehr der neueste war. Wundert es da, daß Leib Spiro bei diesem Sortiment kein Geschäft machte? Auf den Gedanken, daß die Kunden ausblieben, weil er keine Auswahl hatte, war er nie gekommen.

»Ich könnt 'n Schirm brauche, haste was do?« fragte ihn manchmal jemand.

»Ich hab 'n Herreschirm un 'n Damenschirm!« beeilte sich Leib Spiro zu sagen.

»Sin das noch die von vor zwei Johr?« erkundigte sich der Kunde vorsichtig.

»Natürlich«, antwortete ihm Leib Spiro. »Ich hol se emol raus.« Aber da empfahl sich der Kunde bereits.

»Nein danke, von dene will ich keinen, laß nur! Bemüh dich net!«

»Ich weiß net, was de Leut wolle!« philosophierte Leib Spiro hinter ihm her. »Ei, is dene überhaupt nix recht ze mache? Ich muß doch erst mei Lager leer mache, bevor ich neue Schirm kaaf!«

Zum Glück hatte er ja auch noch Umschlagtücher zu verkaufen. Sie hingen zur Auswahl an einer Wäscheleine über der Theke: grellbunte für die jungen Mädchen, schwarze mit schönen seidenen Fransen für die Frauen. Sonntags nach dem christlichen Gottesdienst machten

sich die Mädchen einen Zeitvertreib daraus, Leib Spiro zu besuchen und die Tücher anzuprobieren. Sie schaukelten vor dem Spiegel hin und her und brauchten lange, bis sie wußten, welches Tuch ihnen am besten stand. Für Leib Spiro waren sie die liebste Kundschaft. Er ließ die hübschen, drallen, vielversprechenden Bauernmädchen anprobieren, solange sie Lust hatten, und stand ihnen mit seinem Urteil zur Seite. An den munteren Schönen in seinem Laden hatte er seine Herzensfreude und Augenweide, und wer seine Frau kannte, mußte das verstehen. In der Regel verkaufte er vier Tücher in der Woche. Er blieb dabei bettelarm. Wie gut, daß seine Frau eines Tages auf die Idee gekommen war, Pensionsgäste aufzunehmen. Als sie starb, war diese Einnahmequelle wieder versiegt. Seine Frau, obwohl sie noch kleiner und unscheinbarer gewesen war als er, hatte ihm Halt gegeben. Nun war er allein und hatte nicht einmal mehr Spaß daran, hübschen Bauernmädchen Umschlagtücher zu verkaufen. Er lebte still vor sich hin und wäre in große Not geraten, wenn sich nicht das Dorf seiner angenommen hätte. Damit er nicht Hunger leiden mußte, taten sich ein paar jüdische Frauen aus der Nachbarschaft zusammen und brachten ihm abwechselnd, was er zum Leben brauchte. Als die Bauern merkten, daß er zu arm war, um sich Brennholz zu kaufen, warfen sie, wenn sie vom Wald kamen, etwas von ihrer Ladung bei seinem Haus ab. Schon nach ein paar Wochen lag Leib Spiros Winterbedarf im Hof.

»Was macht ihr dann do?« fragte er mißtrauisch, wenn er Holz bekam. »Ich hab net bei euch bestellt!«

»Geht dich gor nix an!« riefen ihm die Bauern zu. »Wir komme schon noch mit de Rechnung!«

Sie taten noch ein übriges, nach Feierabend gingen sie zu Leib Spiro, verwickelten ihn in ein Gespräch, und ehe er sich's versah, hatten sie das Holz zerkleinert. Leib Spiro

ließ es geschehen. Er war alt, und mit seiner Gesundheit war es schlecht bestellt — glaubte er wenigstens — denn da gab es gewisse Symptome . . .

Wie schlecht es ihm ging, wußten viele im Dorf, denn seit er Witwer war, brabbelte er ständig vor sich hin. Im tiefsten Winter war er einmal aus der kalten kleinen Bude, dem stillen Örtchen über dem Misthaufen, zu hören, wie er mit einem gewissen Körperteil schimpfte und haderte:

»Verdammter Toches, lockste ein do naus in de Kält un dann willste net! Wenn du net mein wärst, tät ich dich patsche!«

Eines Tages ging er zum Arzt.

»Herr Dokter, Se müsse mir ebbes uffschreibe, 'n Rezept müsse Se mir gebe. Mei Toches tut net, was er soll.«

»Mein lieber Leib Spiro«, sagte der Arzt, »wenn man so alt ist wie du, muß man mit Arzneien vorsichtig sein. Pillen und Pülverchen würden dir schaden. Du mußt sowas anders regulieren. Von jetzt ab setzt du dich jeden Morgen punkt zehn Uhr auf deinen Zimmerstuhl, zündest dir eine Zigarre an und bleibst sitzen, solange die Zigarre brennt. Du wirst sehen, das wirkt!«

»Ei, Herr Dokter, Se habe gut rede! Wo soll ich die viele Zigarre hernehme?«

»Das laß nur meine Sorge sein!« sagte der Arzt. »Ein guter Doktor hat auch solche Medizin im Schrank!« Und damit holte er aus einem Kästchen eine Handvoll Zigarren und steckte sie für Leib Spiro in eine Tüte. Auch in der Folgezeit sorgte er dafür, daß seinem Patienten diese Arznei nicht ausging, die zu Leib Spiros großer Verwunderung auch tatsächlich half.

Abends im jüdischen Café erzählte er von der Therapie und sang ein Loblied auf den Arzt.

»Ihr könnt euch net vorstelle, wie tüchtig unser Dökterche is! Ihr wißt ja, wie mir's geht, gell. Do hat er mir

Zigarre verschriebe, un was meint ihr — de Zigarr steckste ins Maul un der Toches pariert!«
Allerdings gab es da noch eine Schwierigkeit. Am Sabbath durfte Leib Spiro nicht rauchen. Aus Gesundheitsrücksichten hätte er nun eigentlich in ein Dilemma geraten müssen. Mitnichten. Als ihm die Frauen das Essen brachten, fanden sie ihn auf seinem Zimmerstuhl, den er gegen die Wand gestellt hatte, damit er die Uhr im Auge behalten konnte. Im Schlafrock saß er da, schaute unablässig auf das Zifferblatt — und lutschte am kleinen Finger.
»Ei, Leib Spiro, was machste dann?« fragten sie.
»Is dir's net gut? Du lutschst ja am klaane Finger? Biste denn aach noch meschugge geworde?«
Aber wütend kam seine Antwort:
»Was kümmert's euch! Wann ich so tu, als ob ich ne Zigarr raach! Ich weiß genau, wozu des gut is. Ich uz nämlich mein Toches.«

DAS PASSAHFEST

Das Passahfest hält die Befreiung der Kinder Israels aus der Sklaverei Ägyptens und die Erinnerung an den Beginn ihrer Volkwerdung unter Moses wach. Es dauert acht Tage und fällt ungefähr mit dem christlichen Osterfest zusammen. Am Vorabend des Passahfestes findet in den jüdischen Häusern die Sederfeier statt, der Höhepunkt des Jahres. Aus der Haggadah, dem Buch mit den zum Teil dreitausend Jahre alten Gebeten, Geschichten und Gesängen für das Passahfest, liest der Familienvater den Bericht vom Auszug der Kinder Israels aus Ägypten vor. Die Familie sitzt dabei andächtig am festlich geschmückten Tisch, auf dem die Seder-Schüssel, aus oft kostbarem, kunstvoll verarbeitetem Material, im Mittelpunkt steht. Sie enthält drei Mazzot, das ist ungesäuertes Brot, das einzige Brot, das die Juden während des Passahfestes essen dürfen; eine Reminiszenz an den Auszug aus Ägypten, das wichtigste Ereignis in der Geschichte der Juden. Ein Ei auf der Tafel wird als Symbol für Hoffnung und Wiedergeburt gesehen. Ein Schälchen mit Salzwasser soll an die Tränen mahnen, die damals in Ägypten geweint worden sind. Ein braunes, wohlschmeckendes Gemisch aus geriebenen Äpfeln, Zimt und Zucker in einer anderen Schale ist das Sinnbild für die harten Lehmarbeiten der jüdischen Sklaven in Ägypten. Auch Bitterkraut und Meerrettich, die auf dem Tisch zu finden sind, haben gleichnishafte Bedeutung. Die Lieder der Sederfeier gelten der Sehnsucht des jüdischen Volkes, im eigenen Land zu leben. Wir Kinder durften an diesem Abend bis zum »Lied vom Lämmchen« aufbleiben, dessen heitere, beschwingte Melodie am Schluß erklang: ein Lied vom Schicksal des Menschen.

Lange vor dem Passahfest sind die jüdischen Hausfrauen

mit den Vorarbeiten beschäftigt. Alles im Haus erhält Hochglanz. Alles wird prächtig geschmückt. Nach rituellen Vorschriften müssen die Passahspeisen zubereitet werden. Kuchen und Plätzchen sind zu backen. Aber die größten Schwierigkeiten bereitet die Bestimmung, daß während des achttägigen Festes Geschirr und Haushaltsgeräte, die gewöhnlich benutzt werden, in Schrank und Schublade bleiben müssen und für das Passahfest von allen diesen Dingen eine besondere Garnitur hervorgeholt wird, die mit dem Alltagsgeschirr niemals in Berührung gekommen sein darf. Das gab viel Arbeit, wenn es streng nach den Gesetzen geschehen sollte.

Vor dem Passahfest wußten auch in unserem Dorf die jüdischen Frauen oftmals nicht, wo ihnen der Kopf stand. Und wenn sich dann gar noch Besuch angemeldet hatte . . .

»Mei Schwester kommt! Mei Schwester aus Amerika!«

Mit diesen Worten stürzte plötzlich mitten in den Vorbereitungen die Rita Hahn auf die Straße, und zum Beweis dessen, hielt sie jedem, der es sehen wollte, ein Telegramm unter die Nase. Blitzschnell sprach es sich herum, und das Dorf war in heller Aufregung.

Die Schwester in Amerika war nämlich eine reiche, vornehme Frau. Sie hatte bei früheren Besuchen schon viel für das Dorf getan, besonders für die jüdische Gemeinde. Ihr verdankte man wertvollen Thora-Schmuck. Kostbare Geschenke hatten nicht nur die Verwandten, sondern auch die Nachbarn erhalten. Und der evangelischen Kirche hatte sie eine Orgel gestiftet. Zum Passahfest war ihr Besuch natürlich besonders willkommen. Aber da gab es ein ernstes Problem: sie war zuckerkrank, und nun hatte ihre Schwester bereits alle Kuchen und Plätzchen gebacken. In solchem Fall mußte mein Vater, der Talmudgelehrte, zu Rate gezogen werden.

»Was soll ich nur mache! Von alle dene Sache kann ich ihr nix anbiete! Se verträgt's net!« klagte sie.

»Das ist ganz einfach!« sagte mein Vater. »Der Hausputz und alle anderen Vorbereitungen für das Fest sind sofort zu unterbrechen. Man bereite Speisen und Gebäck vor, damit der Besuch unbeschadet davon essen kann!«
Damit war für meinen Vater die Angelegenheit bereits beendet, nicht aber für die Hausfrau. Denn nun hieß es, alles stehen und liegen lassen, beim Apotheker Sacharin besorgen, das schon weggeräumte Alltagsgeschirr zum Backen noch einmal hervorholen, aber vorher das Festgeschirr wieder wegräumen, geschwind neue Kuchen und Plätzchen herstellen ... Für die Rita war es tröstlich, daß das Telegramm in ihrer Nachbarschaft die gleichen Aufregungen verursachte, denn da auch die Frauen in den anderen Häusern die Amerikanerin bewirten wollten, begann auch hier noch einmal eine fieberhafte Tätigkeit. Sie blieb nicht auf die jüdischen Häuser beschränkt. Der bevorstehende Besuch aus Amerika war eine Angelegenheit des ganzen Dorfes. Der Bürgermeister setzte rasch noch eine Rede auf, um der Amerikanerin noch einmal bei ihrer Ankunft für das Geldgeschenk zu danken, das sie ihm beim letzten Besuch zur Vergrößerung und Verschönerung des Kirchgartens übergeben hatte. Als der Zug, mit dem die Amerikanerin erwartet wurde, nachmittags um vier Uhr eintraf, hatte sich das halbe Dorf am Bahnhof versammelt. Alle hielten Ausschau. Vergebens. Auch an den folgenden Tagen dampften die Züge davon, ohne die Amerikanerin zurückzulassen. Niemand konnte sich das erklären.
»Kommt se dann überhaupt?« fragte schließlich einer. »Zeig uns doch emol des Telegramm. Vielleicht habe wir uns verguckt!« So war's. Unter schallendem Gelächter wurde festgestellt, daß das Telegramm schon sechs Jahre alt war und vom letzten Besuch stammte. Der Hausputz für das Passahfest hatte es wieder zum Vorschein gebracht. Alle Aufregungen waren also umsonst gewesen.

Lazarus Hecht, den die Betriebsamkeit im Dorf nicht angesteckt hatte, schüttelte nur den Kopf:
»Mir könnt des net passiere! Ich hab kei Tant in Amerika!«

Bald darauf bekam es freilich auch Lazarus Hecht mit den Amerikanern zu tun. Ein früherer Dorfbewohner, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Amerika ausgewandert und dort vermögend geworden war, hatte seinen Enkel auf Hochzeitsreise nach Europa geschickt und dem jungen Paar natürlich auch aufgetragen, unser Dorf zu besuchen. Monatelang ging diesem Besuch der Ruf sagenhaften Reichtums voraus. Je näher die Ankunft rückte, um so mehr waren die »Dollarmillionäre« in aller Leute Mund. Als sie endlich angekommen waren, entdeckte das Dorf, daß sie wie alle Menschen aussahen, die gerade eine Hochzeitsreise machten. Das junge Paar war liebenswürdig und leutselig; mit seinem holprigen Deutsch machte es in allen Häusern die Runde. Aber meistens standen Spaziergänge auf dem Flitterwochenprogramm.

Eines Tages begegneten die beiden Lazarus Hecht mit seinem Warenhaus auf dem Rücken. Der junge Mann erklärte seiner Frau in englischer Sprache, daß dies ein ehrenwerter Mann sei, der tagaus, tagein über das Land ziehe und in den Bauernhäusern seine Ware feilhalte, daß er dabei wahrlich keine Reichtümer scheffeln könne, aber doch wohl recht zufrieden sei mit sich und der Welt... Lazarus sperrte beide Ohren auf, aber er verstand kein einziges Wort. Mißtrauisch verfolgte er, wie der Amerikaner seiner Frau die Waren im Hausiererkasten erklärte und mit den Fingern auf die Brillen und Fliegenfänger, die Bleistifte und den Zwirn deutete, wobei die Amerikanerin sich recht amüsierte. Lazarus Hecht gefiel das alles überhaupt nicht. Abends berichtete er im jüdischen Café über die Begegnung.

»Ei, haste ihne wenigstens ebbes verkaaft?« wurde er

gefragt. Aber unwirsch erwiderte er: »Mit dene Leut will ich nix ze schaffe habe! Se habe über mei War Sache gesagt, die mir net passe. Ich laß mir von dene mei War un mein Ruf net schlecht mache!«

»Aber Lohzerus, die sin doch so reich, daß se dir dein ganze Kaste abkaafe könne. Soviel Geld habe se. Denk emol, so'n Geschäft haste noch net gemacht!«

Lazarus Hecht erschrak fast über diese Möglichkeit. Aber er lehnte sie kategorisch ab.

»Die habe dahaam ja nur wilde Biffel. Die brauche kei Brille un kei Fliegefänger. Se könnte ja aach net de Gebrauchsanweisung lese. 's wär nix. Un do hätt ich ja aach kei War mehr un müßt schon wieder nach Frankfurt reise. Nix wie Unkoste brächt mir des ein!«

Lazarus Hecht ging zwar dem amerikanischen Paar in der nächsten Zeit aus dem Wege, aber die Möglichkeit eines einmaligen großen Geschäftes spukte doch in seinem Kopf herum. Als er eines Tages von seinem Besuch in den Dörfern der Nachbarschaft nach Haus stapfte, ließ er sich müde unter einer Buche am Waldrand nieder, um auszuruhen. Da hörte er zwei Stimmen in einer Sprache, die er nicht verstand, und ganz in der Nähe entdeckte er das amerikanische Paar. Es war mit sich selbst beschäftigt und hatte Lazarus Hecht nicht bemerkt.

Unseres Freundes Kopf durchzuckten wilde, verwegene Gedanken. Sollte er sein Glück »bei dene Dollarmilljonäre« wagen? Sollte er versuchen, sein gesamtes Warenhaus mit einem Schlag zu verkaufen? Aber wie sollte er sich verständlich machen? Er nahm sich ein Herz, in die eine Hand einen Fliegenfänger, in die andere eine Brille und sprang aus dem Gebüsch hervor auf das amerikanische Paar zu. »Haschischbuh! Haschischbuh!« rief er und gestikulierte heftig. Der Amerikaner und seine Frau fuhren erschrocken auf. Sie hielten die Hülse des Fliegenfängers für eine Revolvermündung und glaubten, Lazarus

wolle auf sie schießen, ließen ihn im Wald stehen und liefen ins Dorf zum Gendarm. Dort gab es natürlich Verständigungsschwierigkeiten. Aber das Wichtigste begriff der brave Mann nach einiger Zeit doch: im Wald war ein bewaffneter Räuber. Es mußte eingeschritten werden. Mit dem aufgeregten Paar machte er sich schnurstracks auf den Weg.

Schon nach hundert Metern kam ihnen Lazarus Hecht seelenruhig und in heiterer Ahnungslosigkeit entgegen. Als er die Amerikaner wiedersah, wiederholte er sein »Haschischbuh! Haschischbuh«, aber sie deuteten nur entsetzt mit dem Finger auf ihn und wichen unwillkürlich zurück. Der Gendarm nickte kurz mit dem Kopf, setzte seine strengste Amtsmiene auf und trat entschlossen vor Lazarus Hecht hin:

»Lazarus Hecht, hiermit sind Sie wegen versuchten Raubüberfalls verhaftet. Bitte folgen Se mir uff de Amtsstubb!«

Lazarus Hecht leistete zum Erstaunen der beiden Amerikaner keinen Widerstand und ging mit. Im Amtszimmer mußte er alles erzählen. Der Gendarm brachte die Geschichte zu Protokoll und ließ sich's unterschreiben. Lazarus Hecht las es nicht einmal vorher durch. In Windeseile hatte sich seine Verhaftung herumgesprochen. Dutzendweise standen die Leute vor der Gendarmeriestation und diskutierten den Fall. Der Gendarm aber hängte sich an das Telefon und läutete pflichtschuldig beim Amtsrichter an. Jener war schon eine halbe Stunde später im Dorf, überflog das Protokoll, brach in schallendes Gelächter aus, beruhigte das amerikanische Paar, bezeichnete den Gendarm als Dummkopf, gab Lazarus Hecht die Freiheit zurück und ging ins Café. Alles war wieder in Ordnung.

»Was bin ich froh, daß wir Sie habe, Herr Rat!« meinte Lazarus Hecht, der dem Richter in das Café gefolgt war. »Denke Se emol, es hätt doch fast meinetwege Krieg

zwische uns un de Ameriganer gebe könne!« Am nächsten Tag kaufte ihm der junge Amerikaner alle Fliegenfänger ab und verteilte sie im Dorf.

ABSCHIED

Die Jahre gingen ins Land.
Eines Tages geriet Hitler an die Macht. Einige von denen, die wir kennengelernt haben, erlebten es nicht mehr. Ihnen blieb viel erspart. Andere wanderten unter dem Druck der neuen Verhältnisse aus und gingen nach Amerika, manche auch nach Israel. Für die Juden, die im Dorf blieben, begann eine schwere Zeit. Sie hatten nicht gewußt, wohin sie gehen sollten, sie waren fest in ihrer Heimat verwurzelt und glaubten auch nicht an drohendes Unheil.
Die Christen sahen von sich aus keinen Grund, ihr Verhalten zu ihnen zu ändern. Aber es kamen »Neue« in das Dorf, junge Lehrer zum Beispiel, die die alten Bindungen nicht kannten, die die Harmonie zwischen Christen und Juden nicht begriffen und mit billigen Parolen und Phrasen die Isolierung der Juden betrieben. Sie schürten Haß und wußten sich Gehör zu verschaffen, wenn sie den Bauern einpaukten, sie dürften sich jetzt mit Juden nicht mehr sehen lassen, sie dürften nicht mehr helfen und nichts mehr bei ihnen kaufen. Sie verstanden sich auf das Einschüchtern; sie predigten mit Pathos — und gewannen Anhänger; sie gebärdeten sich fanatisch, zynisch und radikal — und wurden ernst genommen.
Bauern, die ihren jüdischen Nachbarn Jahr um Jahr die Dreschmaschine geliehen hatten, gebrauchten bald fadenscheinige Vorwände oder stellten sich schwerhörig, wenn sie jetzt darum gebeten wurden. Die beiden Ärzte, die vorher in den jüdischen Häusern ein- und ausgegangen waren, weigerten sich, diese Patienten zu behandeln. In den jüdischen Geschäften ließen sich immer weniger Kunden blicken. Auch die letzten blieben eines Tages aus. Heimlich bestand noch Kontakt zwischen einigen, aber

auch das hörte schließlich auf. Lazarus Hecht durfte nicht mehr mit seinem Hausiererkasten über das Land ziehen. Nur bei Dunkelheit schlich er noch zu ein paar Freunden. Sie wurden immer weniger. Er verstand das alles nicht. Einer aber half ihm noch bis zuletzt, der freundliche Tierarzt. Er nahm Fliegenfänger, Bleistifte und Nähzeug auf seine Praxisgänge mit und verkaufte sie für Lazarus bei den Bauern. Dafür versorgte er den alten Mann, doch auch das mußte heimlich geschehen. Diesem Tierarzt, der soviel Menschlichkeit und Mut zeigte, bewahren alle, die es überlebten, ein gutes Andenken.

Dann kam die Kristallnacht. Dann kamen die Judensterne. Dann, bald nach Kriegsbeginn, wurden die noch im Dorf lebenden Juden nach dem Osten deportiert.

Die Gendarmen holten sie aus ihren Häusern heraus und brachten sie zum Bahnhof. An der Rampe stand ein Viehwagen. Viele Männer und Frauen aus dem Dorf sahen diesen Abschied. Sie durften mit den Juden nicht einmal mehr sprechen. Manche weinten. Verstohlen drückten einige ihnen die Hände, steckten ihnen auch noch etwas zu für die lange Reise, die die letzte wurde. Die Gendarmen duldeten es, wenn sie es zufällig sahen. Das war alles, was sie tun durften, denn sie wurden scharf beobachtet. Mit Schlägen und Hieben empfingen die Transportbegleiter die Juden des Dorfes und stießen sie in den Waggon. Alte und Kranke, Männer, Frauen und Kinder. Das jüngste war erst vier Jahre alt. Lazarus Hecht gehörte zu den Ältesten.

Das war das Ende. Sie alle wurden irgendwo im Osten vergast. Einer meiner Freunde, der beim Abschied auf dem Bahnhof dabei war, sagte später zu mir:

»Es war ein großes Begräbnis. Nur daß die Leichen noch lebten . . .«

INHALT

Zum Geleit · Von Professor Dr. Carlo Schmid	7
Heimkehr	13
Lazarus der Handelsmann	15
Lazarus und der liebe Gott	19
Das Gänschen	22
Unsere Feste	26
Die mißglückte Bekehrung	30
Die Reise	33
Napoleonsbirnen	38
Der verhängnisvolle Sprung	42
Geigenunterricht	45
Die Geschichte vom Spiegel	48
Zwischen zwei Gläsern Himbeersaft	52
Das Kaiserche von Niedenstein	56
Lazarus im Hotel	59
Lazarus und die große Welt	62
Das rosa Briefchen	65
Die Kriegsrente	71
Die süße Mathilde	74
Die Verlobung	77
Im jüdischen Café	81
Das Abrahamche	85
Jettchen auf der Kommandobrücke	89
Sie hat's mit de Nerffe	95
Pferdemarkt	98
Der rechtsprechende Bürgermeister	104
Der Zentrifugenprozeß	108
Ein seltsames Gefängnis	114
David, mach Pschore!	118
Die Sabbathruhe	121
Gesetzte Bohnensuppe	125
Das gebratene Kalb	128
Elektrisch' Licht	132
Die neue Fahne	136
Die verhinderte Festrede	143
Tante Fanny	148
Hippokrates auf dem Lande	152
Der Parness	156
Die Welt von oben	160
Das Ständchen	164
Der Leib Spiro	168
Das Passahfest	174
Amerikaner auf Hochzeitsreise	178
Abschied	182

Hat man Max Dessauers ernst-heiteres Buch gelesen, so ist man nicht nur einem prächtigen Geschichtenerzähler begegnet, auch einem gütigen, großherzigen Menschen.

Max Dessauer, seit 1958 wieder Frankfurter Bürger, wurde 1893 in einem hessischen Dorf an der Wasserscheide zwischen Rhön und Spessart geboren; zeitlebens blieb er seiner ländlichen Heimat herzlich verbunden. Nach Studienjahren war er in der Wirtschaft tätig, 1933 ging er in die Emigration nach Frankreich. Bei Kriegsausbruch internierte man ihn im KZ Vernet, nach dem Waffenstillstand gelang es ihm, an den Pyrenäen unterzutauchen. Von dort aus sammelte er Kinder deportierter Eltern, brachte sie an die rettende Schweizer Grenze. Er selbst hat fast alle seine Angehörigen während Hitlers Schreckensherrschaft verloren. Sein Werk ist die Einrichtung der »Domaines de Limours« südlich von Paris als Wohnheim für überlebende Opfer der NS-Zeit. Max Dessauer wurde zum Ehrenpräsidenten der von ihm mitbegründeten Emigranten-Organisation »La Solidarité« ernannt und mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse ausgezeichnet.

VERLAG FRANKFURTER BÜCHER

